Preis 60 Pfg.

Gottes Walten

im Kriege 1870/71.

Von

Lic. Weber,
Pfarrer in M.-Gladbach.

Leipzig 1895.
Verlag von H. G. Wallmann.

Dieses Heft bildet zugleich der VI. Serie 7./9. Lieferung von:

Sammlung theologischer und sozialer Reden und Abhandlungen.

Unter Redaktion von Lic. **Weber**, Pfarrer, M.-Gladbach.

Preis 1 Serie von 12 Heften zu 1½—2 Bogen im Abonnement Mark 2.—.

Gottes Walten im Kriege 1870/71.

Es ist der lebendige Gott, der die Geschicke der Völker lenkt auch in Krieg und Sieg oder Niederlage und Untergang. „Kommt, schauet die Thaten Jehovas, wie er Zerstörung wirkt auf Erden, Kriege schwichtigend bis ans Ende der Erde, wie er Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt, Wagen mit Feuer verbrennt“ — so singt der 40. Psalm und läßt darauf das Wort des Herrn folgen: „Laßt ab und erkennet, daß ich Gott bin, erhaben unter den Völkern, erhaben auf Erden.“

Das ist Gottes Finger, so hieß es einst bei Belsazar in der Nacht, da er unterging, und in den Hallen der Geschichte jedes Volks findet sich solche Geisterschrift je und je wieder: „Gewogen, gewogen und zu leicht befunden.“ Als Napoleon I 1812 nach Rußland zog, sagte er: „Keine menschliche Macht mag mich stürzen, aber ein Stäubchen, eine Flocke kann es thun, wenn das Geschick es will.“ Und diese Flocke kam geflogen, und der bleiche Himmel rötete sich mit Feuersglut, und unbegraben lag auf Rußlands Schneefeldern das unüberwindliche Heer und die Wölfe heulten um Leichen. „Mit Mann und Roß und Wagen, so hat sie Gott geschlagen“ — sprach damals E. M. Arndt. Und aus den Wolken herab und aus den Grüften empor scholl es: „Das ist Gottes Finger.“ Wider Gott läßt sich schlecht kämpfen — das hat auch Napoleon III 1870 erfahren. Auf der deutschen Seite war damals Schlag auf Schlag, Sieg auf Sieg, Blitz auf Blitz und im Herzen jedesmal der unabweisbare Eindruck: Hier ist Gottes Finger, hier handelt und redet Gott! Gott redet eben zu den Menschen auch im Schlachtendonner, wenn fressendes Feuer vor ihm hergeht.

Die aber Gott verderben will, denen raubt er zuvor den Verstand. Hören wir darum, ehe wir im Verlauf des Krieges 1870/71 Gottes Walten aufzeigen, zunächst etwas über die Zustände Frankreichs vor Beginn des Krieges und über die Vorbereitung des Krieges von Frank-

reichs Seite, um die grenzenlose Verblendung Napoleons, Eugeniens, ihrer Ratgeber und des Pariser Volkes daraus zu erkennen.

Der Geschichtsschreiber H. von Sybel stellt den Ursprung des Krieges so dar: Der Grund, der den Krieg unvermeidlich machte, war der Nationalcharakter des französischen Volkes. Seit Jahrhunderten hatte es in langen Zeiträumen die Leitung Europas besessen, es hielt die Zersplitterung und Schwäche Deutschlands für sein eigenes wohlerworbenes Recht, und die vollständige Erwerbung des linken Rheinufers für einen in der Natur der Dinge begründeten Anspruch. Napoleon aber, der sich durch zwei siegreiche Kriege die politische Leitung Europas errungen, zugleich aber auch auf den italienischen Schlachtfeldern mit tiefem Abscheu gegen die Greuel des Krieges erfüllt hatte, mußte es zur Sicherung seines Thrones und seines Herrschergeschlechts seit 1866 für nötig halten, nach Kompensationen, nach Ausgleichungen für Frankreich gegenüber dem gewaltig herangewachsenen Preußen zu streben.

Da jedoch keine Kompensation erlangt wurde, blieb das Verhältnis der beiden Regierungen ein gespanntes, und bei dem französischen Volke setzte sich eine tiefe Mißstimmung, um nicht zu sagen ein offener Haß, gegen das „herrschsüchtige“ Preußen und das „undankbare“ Italien fest. Napoleon aber sagte sich im Geheimen: wenn Bismarck nichts überstürzt und die Zeit für seine Pläne wirken läßt, so wird doch allmählich auch das französische Volk sich an die deutsche Einheit wie an ein Naturereignis gewöhnen. Napoleon war im Anfang des Jahres 1870 soeben von einem lebensgefährlichen Anfall eines schmerzhaften alten Leidens erstanden und fühlte seine Kraft gebrochen und die Hoffnung auf ein höheres Alter verschwunden. Unter diesen Umständen kam er zu dem Entschluß, die Festigkeit seines Thrones durch volkstümliche Mittel zu stärken, durch Erweiterung der Rechte der Volksvertretung und durch Uebertragung der Regierungsgewalt an ein verantwortliches Ministerium. Zum Leiter desselben erwählte er den Abgeordneten Ollivier. Er wollte zum verfassungsmäßigen Herrscher werden, um so zu erlangen, was er als tiefstes Bedürfnis mit Schmerzen ersehnte, persönliche Ruhe nach Innen und Außen.

Unglücklicherweise war Ollivier zwar ein glänzender Redner, aber, wie H. von Sybel treffend sagt, in der praktischen Politik unerfahren und ungeschickt und dabei höchst reizbar und jedem Eindruck widerstandslos hingegeben. Er hatte eine Zeit lang vertretungsweise das

auswärtige Ministerium verwaltet; hier las er die Akten über die Kompensationen, nach denen die früheren Minister stets vor Bismarcks deutlicher, mannhafter Abweisung zurück gewichen waren. Er war entrüstet; bei aller seiner bisherigen Friedensliebe und Freundschaft für Deutschland sollte, so meinte der eitle Franzose, fortan bei ähnlichen Vorkommnissen Bismarck ein mutigeres und stolzeres Vorgehen Frankreichs erleben. In dieser Stimmung nahm er den Herzog von Gramont, den mit dem Kriegsminister Leboeuf („der Ochs") die Hauptschuld an dem Ausbruch des Krieges trifft, in das Kabinet als Minister des Auswärtigen auf, einen Mann, den Napoleon für einen eitlen Schwätzer und für ebenso unfähig wie unzuverlässig hielt, der aber als Todfeind Bismarcks für Ollivier die Sicherheit bot, mit größter Energie eintretenden Falls gegen Preußen Frankreichs Entschließungen durchzuführen. So kam es nach Sybel zum Kriege.

Diese Darstellung Sybels wird durch einen Aufsatz von Professor Delbrück im Oktoberheft der „Preußischen Jahrbücher" vollständig umgeworfen. Er rückt die Vorgänge, die zum Ausbruch des Krieges geführt haben, in eine bis dahin vollkommen unbekannt gewesene Beleuchtung, und die Geschichtsschreibung bei uns und anderwärts, die heutige wie die zukünftige, wird sich mit dieser Delbrück'schen Darstellung abfinden müssen und man muß begierig sein, ob seine Behauptung, daß Fürst Bismarck wirklich an der Aufstellung der Hohenzollernschen Kandidatur schuld sei, sich als richtig erweisen wird. Bis dahin möchten wir sie bezweifeln.

Nach Sybel war der Kaiser Napoleon durch seine Ratgeber in den Krieg hineingehetzt worden, und weder die Vorbereitung eines Bündnisses zwischen Frankreich, Oesterreich und Italien, noch überhaupt die Absicht, die deutschen Einigungsbestrebungen mit dem Schwerte zu stören, möchte der verstorbene Historiker dem französischen Kaiser zuschreiben. Dieser Sybel'schen Auffassung gegenüber fußt Professor Delbrück auf der jüngsten Veröffentlichung über die Vorgeschichte des Krieges von 1870/71 auf den bekannten Enthüllungen des Generals Lebrun, den der Kaiser Napoleon im Frühjahr 1870 nach Wien geschickt hatte, um dort den französisch-österreichischen Feldzugsplan gegen Preußen zu vereinbaren. Schon in den 70er Jahren hat Prinz Napoleon einmal gesagt, die entscheidende Urkunde über die Vorgänge von 1870 besitze der General Lebrun; auf diese Veröffentlichung solle man warten. Der Prinz hat Recht gehabt, denn es kann nach der Dar-

stellung, die Professor Delbrück von dem Berichte Lebruns an den Kaiser Napoleon und von der damit zusammenhängenden Gruppierung der Ereignisse giebt, nicht der mindeste Zweifel mehr daran sein, daß der wahre Urheber des Krieges Napoleon selber ist, daß die Kaiserin Eugenie seine Auffassung geteilt und ebenfalls für den Krieg gewirkt hat, während Sybel sie erheblich entlasten wollte, und daß es nur an der überschlauen Politik der Kaisers Napoleon lag, wenn das beabsichtigte Bündnis mit Oesterreich und Italien nicht zur rechten Zeit zu stande kam.

Professor Delbrück giebt für die geheimen Motive des Kaisers Napoleon bei seinem Hinzögern der Bündnisabschlüsse eine scharfsinnige Erklärung. Hiernach wollte Napoleon zwei Sehnen am Bogen haben, und die Möglichkeit der Verständigung mit Preußen sollte die eine, die Möglichkeit eines Bündnisses mit Oesterreich und Italien die zweite sein. Hätte sich die preußische Politik damals darauf eingelassen, Belgien und Luxemburg dem französischen Kaiser zu überantworten, so wäre der Krieg nur zum Scheine geführt worden, so hätte er vielleicht schon vor der ersten Schlacht ein Ende gehabt, und dem Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund hätte man sich in Paris nicht weiter entgegengestellt. Um diese Möglichkeit bis zum letzten Augenblick fest in der Hand zu behalten, behandelte der Kaiser Napoleon die Freunde in Florenz und Wien dilatorisch. Es konnte ihm durchaus nicht geraten erscheinen, nach beiden Seiten hin bindende Engagements einzugehen, die ihn an der erstrebten Verständigung mit Bismarck verhindert hätten.

Das Bündnis zwischen den drei Mächten kam bekanntlich nicht zu stande. Sybel hat die Ansicht vertreten, dies habe daran gelegen, daß Napoleon geglaubt habe, sich auf Oesterreich nicht verlassen zu können. Delbrück kommt aber zu einem ganz anderen Schlusse: „An demselben Tage, an dem Beust an Metternich schrieb, es sei nicht Oesterreichs Fehler, daß der frühere Vertrag nicht zu stande gekommen, spricht er auch den Argwohn aus, den er gegen den französischen Kaiser hegt: er fürchtet, Napoleon könne beabsichtigen, plötzlich mit Preußen auf Kosten Oesterreichs, nämlich unter Auslieferung Süddeutschlands, Frieden zu schließen.“ Und ganz ebenso schrieb Graf Bismarck in seinem großen Rundschreiben vom 29. Juli 1870: „Ich habe Grund, zu glauben, daß, wenn die fragliche Veröffentlichung (die Benedettischen Vorschläge über Süddeutschland und Belgien) unterblieben wäre, nach Vollendung der französischen und unserer Rüstungen uns von Frank=

reich das Anerbieten gemacht sein würde, gemeinsam an der Spitze einer Million gerüsteter Streiter dem bisher unbewaffneten Europa gegenüber die uns früher gemachten Vorschläge durchzuführen, d. h. vor oder nach der ersten Schlacht Frieden zu schließen, auf Grund der Benedettischen Vorschläge, auf Kosten Belgiens." „Dies ist das Geheimnis der napoleonischen Politik. Hier löst sich der Widerspruch, daß Napoleon den Krieg gewollt, vorbereitet, das Bündnis mit Oesterreich und Italien in völlig sicherer Aussicht gehabt und doch nicht abgeschlossen hat. Es ist vollständig wahr, daß Napoleon im Grunde seines Herzens keinen Krieg mit Preußen hat führen wollen; ebenso wahr aber ist es, daß er nicht gezwungen oder übertölpelt den Krieg erklärt hat, sondern mit vollem, bewußtem und freiem Willen. Denn er hoffte, daß er im stande sein werde, diesem Kriege sofort wieder ein Ende zu machen, und die Verhandlungen mit Oesterreich und Italien waren ihm nur die zweite Sehne am Bogen, die ihn sichern sollte für den Fall, daß die erste versagte. Aus diesem Grunde hat er das Kriegsbündnis nicht im voraus abgeschlossen, sondern mit höchst feiner Berechnung nur bis zu dem Punkte geführt, wo er die volle moralische Gewißheit zu haben glaubte, es in jedem Augenblick zum Abschluß bringen zu können. Er hoffte, daß die Schnelligkeit der französischen Mobilmachung ihm im ersten Moment des Krieges einen Vorsprung geben werde, während dessen er mit beiden Parteien gleichzeitig verhandeln könne. Die Lage, in der ihm diese doppelte Wendung erreichbar gewesen wäre, ist aber niemals eingetreten: die deutsche Mobilmachung überholte die französische, und gleich die ersten kriegerischen Schläge benahmen den Verbündeten die Lust zum Mitthun. Naturgemäß hat weder der Kaiser noch irgend einer seiner Ratgeber den Plan nachher offen eingestehen wollen, um der Niederlage nicht auch noch den Hohn und den Vorwurf der Doppelzüngigkeit hinzuzufügen."

Außerdem sucht Delbrück den Nachweis zu führen, daß die spanische Thronkandidatur des Prinzen Leopold wirklich das Werk des Grafen Bismarck gewesen sei. Delbrück schreibt: „Die Franzosen haben von je die Ueberzeugung gehabt, sie sei ein Werk Bismarcks gewesen; in Deutschland hat man das nicht glauben wollen, auch ich selbst, auch noch Sybel hat diesen Vorwurf scharf zurückgewiesen. Es hat sich aber gezeigt, daß in diesem Falle der Argwohn der Franzosen doch im Recht gewesen ist. Der König von Rumänien hat aus schwerverständlichen Gründen — wie ich höre, hat er geglaubt, sein Haus von der Ver-

antwortung für diese That entlasten zu müssen — das Geheimnis, das das Auswärtige Amt in Berlin mit der höchsten Sorgfalt hütete, herausgelassen, und es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß, mag auch der Gedanke ursprünglich von den Spaniern ausgegangen sein, diese Kandidatur doch ein Werk Bismarcks gewesen ist."

Delbrück berichtet nach der Darstellung des Königs Karl von Rumänien, wie die Spanier wiederholt, zuletzt im März 1870, mit ihrem Antrage kamen, wie Graf Bismarck mit großer Wärme für die Annahme der Krone durch den Erbprinzen plaidierte, wie sich der Prinz und König Wilhelm sträubten, wie am 3. April 1870 Bismarck die Annahme der spanischen Krone durch einen der Prinzen von Hohenzollern wiederholt und mit der größten Entschiedenheit für eine politische Notwendigkeit erklärte, wie Lothar Bucher und Major v. Versen vom preußischen Generalstabe nach Spanien geschickt wurden, um dort die Lage zu studieren 2c. Professor Delbrück bestreitet, daß Bismarck durch die Thronkandidatur den Krieg habe herbeiführen wollen, und er bekennt „seinen Unverstand" gegenüber der Frage, welche Vorteile sich Bismarck von dem Hohenzollernschen Prinzen auf dem spanischen Thron eigentlich versprochen habe.

Die Annahme der Thronkandidatur geschah infolge eines „Familienrats", an dem außer dem König und den Hohenzollernschen Fürstlichkeiten noch teilnahmen: Bismarck, Roon, Moltke, Schleinitz, Thiele, Delbrück. Einer der Teilnehmer an diesem Familienrat im Berliner Schloß hat nachher dem Professor Delbrück selber erzählt, daß zwar die Frage des Verhältnisses zu Frankreich in dieser Versammlung überhaupt nicht zur Sprache gekommen sei, daß aber hinterher beim Essen er, der Erzähler, da er gerade neben Moltke saß, diesen gefragt habe: „Wenn es aber Napoleon übelnimmt, sind wir doch bereit?" Moltke habe mit behaglicher Zuversicht bejaht.

Mag dem aber auch so sein, so war das immer für Napoleon durchaus kein Grund zum Kriege. Es war Gott, der einem Napoleon, um ihn dem Gericht zu überliefern, zuließ, diese von ihm als Kriegsvorwand benutzte Thatsache mit stärkster Verdrehung der Wahrheit so darzustellen, als ob Preußen in ausschweifender Herrschsucht nach Errichtung eines neuen Weltreichs, nach der „Monarchie Karls V" strebe. Das war denn doch zu lächerlich, um Andere damit zu fangen.

Es war Gott, der einen Benedetti als Vertreter der französischen Anmaßung in die Lage brachte, nur stotternd vor der Königsgestalt

Wilhelms I die beleidigende Zumutung von Paris zum Ausdruck zu bringen, bis der König sein Drängen mit so vornehmer Kälte abwehrte, daß dem sonst immer schlagfertigen Diplomaten das Wort gleichsam im Munde erstarrte.

Es war Gott, der alle damaligen Feinde Preußens verblendete, daß sie Preußens Untergang mit Sicherheit vorauszusehen meinten. Die Dänen und Oesterreicher thaten dies, indem sie zugleich die Tage von Düppel und Königgrätz selbst blutig zu rächen gedachten, und auch die Italiener, unsere Verbündeten von 1866, meinten, daß ein großer Erfolg Kaiser Napoleons ihren Interessen am dienlichsten sein werde.

Doch hören wir noch, was Thiers über den Ursprung des Krieges 1870/71 gesagt hat. Es liegt ein stenographischer Bericht der Aussage über den Ursprung des Krieges vor, die Thiers, der damalige Präsident der Republik am 17. September vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß erstattet hat. Der Präsident der französischen Republik sagte darin: „Unglücklicherweise gab es am Kaiserlichen Hofe hitzige Leute, die nicht leiden konnten, daß man den Schlag von Sadowa hinnehme. Die Kaiserin, so versicherte man, sagte oft, wenn sie von ihrem Sohne sprach: „Dieses Kind wird nicht auf den Thron kommen, wenn man die Scharte von Sadowa nicht auswetzt.“ Jedenfalls waren die reinen Bonapartisten die einzigen, die den Krieg wollten, weil sie sahen, daß die Dynastie seit Sadowa beträchtlich an Boden verloren hatte und weil sie selbst in ihren Wahlkreisen nicht mehr den früheren Einfluß hatten, kurz, weil Frankreich daran war, ihnen aus den Händen zu gleiten. Deshalb hörte man sie auch alle ohne Unterlaß sagen, bei der nächsten Gelegenheit müsse Sadowa wett gemacht werden. Plötzlich ereigneten sich Dinge, die ich nicht persönlich erlebt habe, die ich aber so genau kenne, als ob ich sie mit eigenen Augen gesehen hätte, denn einige habe ich thatsächlich mit angesehen, andere weiß ich von den hervorragendsten Persönlichkeiten Europas, Fürsten und Ministern, die sie mir erzählt haben, indem sie sich durch das, was ich wußte, und mich durch das, was sie wußten, unterrichteten. Als man dem Prinzen von Hohenzollern die Krone Spaniens anbot, herrschte in Madrid große Unzufriedenheit gegen die französische Regierung, weil sie die Familie Orleans, die am meisten berufen schien, die Königin Isabella zu ersetzen, mit ihrem Veto belegt hatte. General Prim, dem die Bonaparte's eine ihm so bequeme Wahl durchkreuzt hatten, rächte

sich damit, daß er ihnen eine deutsche Kandidatur auf der Halbinsel einbrockte. Alle Welt fragte sich damals, weshalb Prim die so leichte Wahl des Herzogs von Montpensier nicht betrieb, der wahre Grund war der in Paris vom Haupte der kaiserlichen Dynastie erhobene Einspruch. So verdanken wir dem Hause Bonaparte nicht nur einen verhängnisvollen Krieg, sondern auch die Ursache zu diesem Kriege, denn indem es in dynastischem Interesse die Kandidatur Montpensier hintertrieb, hatte es, ohne sich dessen bewußt zu werden, die Kandidatur Hohenzollern heraufbeschworen. . . . Die Regierung forderte sofort, fast ohne jede Erklärung Preußen auf, von der Kandidatur Hohenzollern abzustehen, genau so, wie man den Handschuh einem Manne ins Gesicht wirft, den man zum Zweikampf zwingen will. . . . Die Urheber dieses schrecklichen Krieges suchen sich heute zu entschuldigen, indem sie sagen, Preußen habe den Krieg gewollt, ihn von langer Hand vorbereitet und aus alledem nur eine Gelegenheit gemacht, um in den Kampf einzutreten. Ich behaupte, nachdem ich Gelegenheit gehabt, mir über diese Dinge vollständige Klarheit zu verschaffen, daß das eine reine Lüge ist.“

Hören wir auch noch Benedetti über die Emser Vorgänge, um völlige Klarheit zu bekommen. „In der Nacht vom 12. zum 13. Juli hatte ich die beiden Depeschen erhalten, die mir Herr von Gramont am Abend des 12. geschickt. Der empfangenen Weisung folgend, bat ich in früher Morgenstunde um eine Audienz beim König. Seine Majestät erblickte mich in einer Allee und kam auf mich zu. So konnte ich ihm unverzüglich mitteilen, daß man in Paris den Verzicht des Prinzen Leopold kannte. Er bezeugte darob eine lebhafte Ueberraschung. Gewiß wollte mir der König zwar nicht einreden, daß er zu jener Stunde weder um den Entschluß des Prinzen Leopold, noch um das Vorgehen seines Vaters wußte und daß Prinz Anton, der nach Paris telegraphiert hatte, keine Depesche nach Ems geschickt und somit seine pflichtschuldige Rücksicht auf sein Familienoberhaupt außer Acht gesetzt habe; wohl aber blieb der König, nachdem er einmal die Rollen verteilt, derjenigen treu, die er sich selber vorgeschrieben hatte. Er wollte bis zum Ende den Schein wahren, den er sich vorgenommen hatte, um sich persönlich gegen jeden Vorwurf zu schützen, als machte er Frankreich gegenüber ein kompromittierendes Zugeständnis. Vor allem wollte er versichern können, daß er, wie er von vornherein erklärt, sich darauf beschränkt habe, seinen Verwandten die volle Freiheit

der Entschließung zu lassen. Ich machte indes den König darauf aufmerksam, daß gerade deshalb der Verzicht des Prinzen Leopold die Unruhe, die seine Kandidatur verursacht hatte, nicht beseitigen könne. Ich fügte hinzu, daß es zur Beschwichtigung aller Besorgnisse und zur Befestigung der guten Beziehungen der beiden Länder nötig sei, für die Zukunft eine ebenso sichere Bürgschaft zu schaffen wie für die Vergangenheit, und daß ich zu diesem Behufe um die Ermächtigung bitte, meiner Regierung die Versicherung mitzuteilen, daß Se. Majestät nötigenfalls ihre Autorität aufbieten werde, um jedem Versuch einer Erneuerung der aufgegebenen Kandidatur vorzubeugen. Der König antwortete mir darauf: „Sie verlangen von mir, daß ich mich auf unbestimmte Zeit und für alle Fälle verpflichten soll; darauf kann ich nicht eingehen." Er fügte hinzu, daß er sich der Freiheit seiner Entschließung in solcher Weise nicht entäußern könne, „daß er keinen Hindergedanken habe, und daß die Geschichte ihm viel zu schwere Sorgen gemacht habe, als daß er ihre unwiderrufliche Beseitigung nicht wünschen müßte." Ich bemerkte darauf, daß wir uns hierbei auf dem Standpunkte verständigen könnten, den der König selber gewählt hatte, daß ich mich an das Familienoberhaupt wendete, und daß er in dieser Eigenschaft gewiß ohne irgend welchen Nachteil bewilligen könne, was ich von ihm zu fordern beauftragt war. Vergebliche Mühe. Der König weigerte sich schlechterdings, darauf einzugehen und sprach mir sein Bedauern aus, daß er uns „das neue und unerwartete Zugeständnis", das von ihm gefordert werde, nicht machen könne. Im übrigen wiederholte mir der König die Versicherung, daß er im Laufe des Tages die Briefschaften aus Sigmaringen erhalten und mich dann sofort rufen lassen werde, um mir die Mitteilung zu machen, die er mir bei unserer vorherigen Zusammenkunft angekündigt hatte. Demnach durfte ich annehmen, daß ich vor Ende des Tages Gelegenheit zu einem neuen Versuche finden würde, den Entschluß zu erschüttern, auf den ich am Morgen gestoßen war. Die Gelegenheit blieb aus, und die Sache nahm einen andern Verlauf. Anstatt mich rufen zu lassen, beauftragte der König den Prinzen Radziwill, seinen Adjutanten, mir seine Erklärung zu überbringen, die übrigens den vorher gegebenen Versicherungen entsprach. Um 3 Uhr 45 Min. konnte ich dem Herzog von Gramont meine Depesche schicken. Welchen Umständen ist es zuzuschreiben, daß der König seine Haltung änderte? Bis zu jenem Augenblick hatte er sich persönlich gezeigt und den Wunsch bewiesen,

aus der Schwierigkeit herauszukommen, indem er einerseits Frankreich befriedigte und andererseits keine Verantwortung gegen Deutschland übernahm. Er war auf Verhandlungen eingegangen, und dies verdient um so mehr bemerkt zu werden, als er während seiner ganzen Regierungszeit vermieden hatte, irgend welche diplomatischen Fragen mit den bei ihm akkreditierten Vertretern des Auslandes zu prüfen, vielmehr diese Vertreter stets an seine Minister gewiesen hatte. Um 10 Uhr morgens führte er selber, indem er auf mich zuging, unser letztes Gespräch herbei; um 3 Uhr nachmittags verkehrte er, obgleich er mir versprochen hatte, mich zu empfangen, mit mir nur noch durch Vermittelung eines seiner Offiziere. Offenbar hatte ihn die Eröffnung, die ich ihm gemacht hatte, verstimmt, was er mir ja auch zu verstehen gab, indem er sagte, daß wir ein neues und überraschendes Zugeständnis forderten, das, wenn es an die Oeffentlichkeit käme, ihn bloßstellen und kompromittieren müßte. In dieser Stimmung aber empfing er wenige Augenblicke nach unserer morgendlichen Begegnung den Bericht des Herrn v. Werther, der mit dem Pariser Courier angekommen war. Er ersah daraus, daß der Herzog von Gramont noch ein neueres und überraschenderes Zugeständnis forderte, von dem ich selber schlechterdings nichts wußte und das ich meinerseits auch nicht abstellen konnte. Von diesem Augenblicke an war sein Beschluß offenbar gefaßt. Er nahm sein gegebenes Versprechen zwar nicht zurück; er ließ mir erklären, daß Prinz Leopold verzichtet habe und daß er diesem Verzicht beipflichte; aber sein Entschluß, die Unterhandlungen nicht fortzusetzen, stand völlig fest; er betrachtete diese Unterhandlungen als durch seine Mitteilung, die ich meiner Regierung zu übermitteln ermächtigt war, beendet. Ich mußte nach Paris telegraphieren: „Auf mein Gesuch um eine neue Audienz läßt mir der König antworten, daß er nicht darauf eingehen könne, die Diskussion über die Bürgschaft für die Zukunft mit mir wieder aufzunehmen. Seine Majestät läßt mir erklären, daß sie auf den Erwägungen, die sie mir heute Morgen auseinander gesetzt hat, beharre. . . . Der König hat, wie mir sein Bote gesagt, den Verzicht des Prinzen von Hohenzollern völlig und ohne Rückhalt gebilligt, und mehr kann er nicht thun.“ Man muß bemerken, daß der König mir seine Thür nicht verschlossen, vielmehr nur eine wiederholte Prüfung unseres letzten Vorschlags abgelehnt hat. Uebrigens hat er mich tags darauf vor seiner Abreise noch empfangen.“

Was wollen denn also unsere Franzosen und Sozialisten überhaupt noch? Hier ist doch von der einwandfreiesten Seite selbst bezeugt, daß die französischen Anmaßungen den milden, friedlichen, dabei sich aber seiner königlichen und nationalen Pflichten vornehm bewußten König gedrängt haben, ihnen ein Ende zu machen. Die Redaktion der Emser Depesche in Berlin ist nur ein späteres, sekundäres Moment des bereits vollzogenen Bruches und man hat ihr bisher von verschiedenen Seiten und aus verschiedenen Motiven eine übertriebene und einseitige Bedeutung beigelegt.

Kommen wir nun endlich auch noch zu der Frage, welchen Anteil die Kaiserin Eugenie an dem Ausbruch des Krieges von 1870/71 gehabt hat. Sie ist durch Sybel in einem Sinne entschieden worden, der den bisher allgemein geltenden Anschauungen total widerspricht. Nimmt man etwa Frau Carette, die Vorleserin der Kaiserin, welcher dieselbe in ihren Souvenirs ein bleibendes und ehrendes Denkmal gesetzt hat, und wenige andere Persönlichkeiten aus, die in einem dienstlichen Verhältnis zur Dynastie Napoleon gestanden haben, so galt die Kaiserin Eugenie bisher als eine leidenschaftliche und voreingenommene Politikerin, die insbesondere ihren Einfluß dazu verwandt hatte, den Kaiser und Frankreich in den Krieg mit Preußen zu treiben. Dem widerspricht Herr von Sybel in einer Schrift in allem. Historiker haben sich schon oft das Verdienst erworben, eingewurzelte Legenden zu zerstören und an viel geschmähten Persönlichkeiten zu Rettern ihrer geschichtlichen Ehre zu werden. Herr von Sybel versucht dasselbe mit der Kaiserin Eugenie. Mit welchem Erfolge, beweist der Ausspruch eines Kritikers: „Er entwirft von dieser so bitter verkannten Frau ein Bild, das rein formell angesehen eine der glänzendsten Leistungen aller Historiographie ist und das wahre Wesen dieser ebenso schönen, als edeln, großherzigen, feinfühligen und verständigen Fürstin in ergreifender Weise ins Licht setzt."

Dieses Urteil hat zu einer Erwiderung auf die Schrift Sybels geführt, die soeben unter dem Titel „Kaiserin Eugenie und Bismarck" in Berlin (Verlag von E. Pelschus u. Co.) erschienen ist. Sie konstatiert aktenmäßig, insbesondere auch auf die Autorität Bismarcks gestützt, den Anteil der Kaiserin Eugenie an dem Ausbruch des Krieges, sowie überhaupt die politische Thätigkeit derselben auf dem Throne Frankreichs. Herr von Sybel behauptet, die Kaiserin habe erst im Jahre 1865, nach dem ersten stärkeren Anfall der quälenden Krank-

heit Napoleons, die seitdem den Rest seines Lebens vergiftete, angefangen, sich um Politik zu kümmern, lediglich um den Gemahl in seinen Regierungssorgen bei seiner geschwächten Kraft zu unterstützen. Von der Zeit vor 1865 sagt er: „In den ersten Jahren ihrer damals zärtlichen Ehe schwammen sie, der Kaiser und die Kaiserin, in Glück und Lebenslust. Sehr schnell hatte sie mit weiblichem Takte sich in die würdige Repräsentation ihrer hohen Stellung gefunden; von geistigen oder politischen Dingen war damals bei ihr keine Rede; als der Kaiser bei seinem Aufbruch zum italienischen Kriege sie zur Regentin während seiner Abwesenheit ernannte, hatte sie kein anderes Gefühl als Schmerz über die Trennung und Sorge über die Gefahren des Krieges. Oft mußte sie auf den Balkon hinaustreten, um ausmarschierende Regimenter unter Jubelrufen vorüber defilieren zu sehen; dann grüßte und winkte sie freundlich, aber unter Thränen und Schluchzen: unsere arme Kaiserin, schrieb ihr alter Freund Mérimé, hat verweinte Augen, dick wie Eier. Die Kürze der Trennung ersparte ihr die Regierungssorgen; der einzige Wunsch, den sie als Regentin geäußert hat, war der möglichst rasche Friedensschluß. Eugenie konnte sich wieder ihrer bisherigen Hauptarbeit widmen, die Herrschaft über die jährlichen Schöpfungen der Pariser und damit der europäischen Moden. Diese Sorge für die äußere Erscheinung war hier begreiflich; es verlohnte sich bei ihr, sich zu schmücken. Denn sie war von hinreißender Schönheit und zugleich von selten natürlicher Anmut."

Es ist geradezu auffallend, wie zahlreich die offiziellen Zeugnisse sind, welche dieser Darstellung des Herrn von Sybel schnurstracks widersprechen. Die oben genannte Gegenschrift zitiert die 1889 erschienene Korrespondenz des ehemaligen französischen Ministers des Aeußeren Thouvenel mit Gramont und andern. Sie umfaßt die Jahre 1860—1862. Es erscheint daselbst schon während des Krieges von 1859 die Kaiserin in voller politischer Aktion, im Kampf mit dem Kaiser. Für welche „Idee" zogen denn die Regimenter unter den Augen der Kaiserin in den Krieg? Für die Befreiung Italiens von Oesterreich und von — Rom. Das führte bereits zu den ernstesten Konflikten zwischen Kaiser und Kaiserin. Die Frage der weltlichen Herrschaft des Papsttums spitzte sich von Tag zu Tag schärfer zu. Die Umgebung des Kaisers selbst war geteilter Ansicht, Herr Thouvenel war für die Räumung Roms, Herr Persigny sagte: „Wir haben das Käppchen des Papstes in den Kot geworfen, und nun werden wir ja

sehen, ob man es wieder heraus holen kann.“ Es ist bekannt, daß namentlich Prinz Napoleon gegen den Papst wütete. In entgegengesetztem Sinne wirkte die Kaiserin Eugenie und zwar nicht ohne Erfolg. Thouvenels Korrespondenz liefert dafür den amtlichen Beweis. Es gab selbst vor versammeltem Ministerrat heftige Scenen zwischen Kaiser und Kaiserin. In einer Sitzung sprang letztere wütend von ihrem Sitze auf, Thränen brachen aus ihren Augen, dann stürzte sie aus dem Saale und ließ den Ministerrat in größter Verblüffung zurück.

Nun vergleiche man mit diesen aktenmäßig konstatierten Thatsachen die Darstellung des Herrn von Sybel, der die Kaiserin Eugenie heiße Thränen über den Abmarsch der Regimenter aus reiner „Sorge über die Gefahren des Krieges“ vergießen läßt.

Der Krieg mit Italien 1859, die polnische Frage 1863, die mexikanische Expedition: überall verraten authentische Zeugnisse die Spuren der Einmischungen der Kaiserin, die ganze Zeit hindurch, von der Herr von Sybel sagt, von „geistigen oder politischen Dingen war damals bei ihr keine Rede“. Sie habe sich nur mit der Pariser Mode beschäftigt, „es verlohnte sich bei ihr, sich zu schmücken, denn sie war von hinreißender Schönheit“. Ebenso wenig als der Briefwechsel Thouvenels existieren für Herrn von Sybel die Aufzeichnungen des russischen Botschafters Graf Kisseleff in Paris, die eine andere Seite der päpstlichen Politik Eugeniens aufdecken, nämlich ihren polnischen Fanatismus. Graf Kisseleff glaubte, daß Napoleon bewogen werden könnte, seine polnischen Ideen aufzugeben, er arbeitete deshalb unausgesetzt auf die russisch-französische Allianz hin, die er sich auf eine russisch-französisch-preußische erweitert dachte. Hier trat ihm nun die Kaiserin Eugenie mit all dem Fanatismus entgegen, dessen sie überhaupt in politischen Dingen, zumal wo es sich um päpstliche Interessen handelte, fähig war. Sie hielt dem Grafen Kisseleff, wie aus dessen Aufzeichnungen zu ersehen ist, leidenschaftliche Auseinandersetzungen über die Freigebung Polens. Sie eröffnete eines Tages dem russischen Botschafter, es wäre doch das Beste, man ließe die Polen selbständig werden und sich einen König wählen; Rußland würde nicht weniger mächtig bleiben, vielmehr kräftiger nach innen und außen werden. Das Verhältnis zwischen Frankreich und Rußland ist damals an Polen gescheitert, dank der Kaiserin Eugenie, die ihren Gemahl in die falsche Stellung zu Rußland hineinzerrte. Wir Deutsche haben

heute noch Ursache, der Kaiserin Eugenie für die günstige Position zu danken, die wir im Kriege mit Oesterreich und mit Frankreich von vornherein dadurch einnahmen, daß Rußland uns den Rücken deckte. Herr von Sybel aber meint von der Kaiserin: „Von geistigen oder politischen Dingen war damals bei ihr keine Rede.“

Auch für das Verhalten der Kaiserin in der mexikanischen Frage fehlt es nicht an authentischen Zeugnissen. Dann kam 1866. Nach Königgrätz bestürmte Eugenie den Kaiser, Preußen und Italien mit Krieg zu überziehen.

Graf Goltz, der preußische Botschafter in Paris, entrollte der Kaiserin am 9. Juli das Schreckbild, das die sicherste Folge unbedachter kriegerischer Schritte Frankreichs sein würde. Er stellte ihr vor, Rußland sei seit den polnischen Wirren Frankreich feindselig, England, der Bundesgenosse von 1863, wolle nichts vom Krieg wissen. Demnach werde Frankreich den Krieg ohne Beistand führen. Frankreich setze alles aufs Spiel.

Eines Tages im April 1869 trat die Kaiserin in das Kabinet Niels. Sie begann sogleich über ihr Lieblingsthema, den Krieg gegen Preußen zu sprechen und drängte Niel, die französische Armee der „norddeutschen ebenbürtig“ zu machen. Niel antwortete: „Je me suis conformé à vos desirs, madame, je suis prêt, et vous ne l'êtes pas.“

Das erzählt uns der General Jarras in seinen vor drei Jahren veröffentlichten Erinnerungen. Derselbe war während des Krieges Generalstabschef Bazaines, vorher aber Direktor im Kriegsministerium.

„Ich habe mich nach Ihren Wünschen gerichtet, Madame.“ Die französische Armee-Reorganisation, die den Krieg mit Preußen bedeutete, war der Wille und das Werk von Madame. Sie hat gegen diese Imputation aus dem Munde Niels nicht protestiert.

Sie hat auch nicht protestiert, als Rouher beim Empfange des Senats seitens des Kaisers nach der Kriegserklärung unumwunden sagte: „Auf diesen Krieg haben wir vier Jahre gewartet, vier Jahre uns im Stillen auf ihn gerüstet.“ Herr Rouher war, wie uns Herr von Sybel versichert, „der leitende Ratgeber der Kaiserin Eugenie“.

Wir übergehen die vollgültigen Zeugnisse von Thiers, Dorimon, Keratry und anderen über die Haltung der Kaiserin Eugenie vor dem Kriege.

„Dieses Kind wird nicht zur Regierung kommen, wenn man das Unglück von Sadowa nicht wieder gut macht,“ pflegte sie von ihrem Sohne zu sagen. Es ist ganz gleichgültig, ob die Kaiserin den Ausspruch: „C'est ma guerre, ma petite guerre, la guerre à moi“ wirklich gethan hat oder nicht. Auch diejenigen, die diesen Ausspruch der Kaiserin zuschreiben, wollen damit nicht sagen, daß der Krieg allein auf Rechnung der Kaiserin zu setzen sei. Sie hat aber den Ausspruch gethan.

Ueber die entscheidenden Vorgänge in St. Cloud am Abend des 14. Juli veröffentlicht Sybel den Bericht eines Anwesenden, eines französischen Offiziers, der von einem vertrauten Freunde desselben ihm mitgeteilt ist: „. . . . An jenem Tage, am 14. Juli, war eine Anzahl vom Kaiser geschätzter Offiziere zum Essen nach St. Cloud befohlen. Als der Kaiser gleich nach 6 Uhr aus der Sitzung zurückkehrte, trat er freudestrahlend in den Saal, ging auf die Offiziere zu und fragte: „Nun, meine Herren, sind Ihre Effekten für den Feldzug bereit?“ Ein brausendes Ja war die Antwort. „Wohl,“ sagte der Kaiser mit fröhlichem Ausdrucke, „dann packen Sie wieder aus; denn, Gott sei Dank, der Friede ist gesichert.“ Bei den Offizieren fand diese Nachricht nicht gerade einstimmigen Beifall; natürlich aber konnte kein Widerspruch laut werden. Während der ganzen Dauer der Tafel blieb der Kaiser in heiterster Stimmung, scherzte, erzählte kleine Geschichten, plauderte mit den Damen. Bald nach Tisch zog er sich in sein Kabinett zurück. Nach einer Weile hieß es, der Herzog von Gramont und Baron Jerome David seien angekommen und sogleich zum Kaiser geführt worden. Später ließ der Kaiser seine Gemahlin bitten, heraufzukommen. Als darauf nach dem Schluß der Beratung der Kaiser wieder im Saale erschien, war sein Aussehen in erschreckender Weise verwandelt, das Gesicht bleich wie der Tod, die Augen halb geschlossen. Er ließ sich in einen Sitz nieder und blieb stumm. Der Krieg war entschieden.“

Es ist zu bedauern, daß der Erzähler ganz und gar das Aussehen der Kaiserin verschweigt, mit dem sie nach Schluß der Beratung wieder erschienen ist. Sollte sie, während der Kaiser bleich wie der Tod aussah, triumphierend um sich geblickt haben? Wir erfahren auch nichts über die Berufung der Kaiserin zur Teilnahme an der Beratung, wer die Einladung veranlaßt und wie die Kaiserin sich geäußert hat. Alles das wäre doch wichtiger gewesen als die Schilderung

der schlaffen Züge und der halb geschlossenen Augen des Kaisers. Hier gähnt eine große Lücke in dem Bericht über die Nacht vom 14. und 15. Juli. Sie ist aber ausgefüllt von einem Worte, das Herr von Sybel verschweigt, und das von keinem Geringeren gesprochen worden ist, als vom Fürsten Bismarck, der einmal im Reichstage sagte: „Daß an dem französischen Kaiserhofe gerade die römisch-politischen, jesuitischen Einflüsse den eigentlichen Ausschlag für den kriegerischen Entschluß gaben; daß eine halbe Stunde der Friede dort fest beschlossen war und dieser Beschluß umgeworfen wurde durch Einflüsse, deren Zusammenhang mit den jesuitischen Prinzipien nachgewiesen ist: über das alles bin ich vollständig in der Lage, Zeugnis ablegen zu können."

Die Politik der Kaiserin Eugenie in Italien, ihr polnischer Fanatismus, ihr mexikanisches Abenteuer, alles das weist darauf hin, daß der in der Nacht vom 14. zum 15. Juli beschlossene Krieg gegen Preußen der Ausfluß eines und desselben politischen Systems war.

Daß die Kaiserin nach der Beratung am 14. und nach der Ankündigung des Krieges am 15. in der Kammer, im Gegensatze zu dem wilden Jubel, dem sich Paris hingab, auch nüchterne, ängstliche Momente gehabt hat, wer möchte dies nicht echt weiblich finden? Es kamen Augenblicke, wo der Geist Charlottens vor Eugenie trat und rachsüchtig ihren Unkenruf vernehmen ließ. So taumelte Eugenie und Frankreich in den Krieg hinein. Auch der Graf von Hérisson sagt in seiner „Legende von Metz" über den Einfluß der Kaiserin folgendes: „Seit dem Jahre 1865 gab es in den Tuilerien eine Partei der Kaiserin. Es war ihr gelungen, eine Anzahl Persönlichkeiten zu gewinnen, die naturgemäß unmittelbar unter ihren Einfluß kamen. So hatte sie eine bedeutende Gefolgschaft gebildet, mit deren Hilfe sie in der Regierung eine Art Stellvertretung des Kaisers eingesetzt hatte.

Diese Partei der Kaiserin hatte am meisten zum Kriege mit Preußen gedrängt. Sie hatte verlangt, daß der Kaiser den Oberbefehl führen sollte. Ihr Zweck, den sie nicht lange verbarg, war der, nach Entfernung des Kaisers sich der Regentschaft zu bemächtigen und den ersten Sieg zu benutzen, um der Politik vom 2. Januar ein Ende zu machen."

Wie aber war der Geist der französischen Armee, die in den Krieg geführt wurde? Der Graf von Hérisson sagt (Die Legende von Metz. 2. Aufl. Augsburg, Gebr. Reichel. S. 75 ff.): „Der Krieg

von 1870/71 wurde unter den unseligsten Vorzeichen unternommen. Der revolutionäre Geist war in der Infanterie weit verbreitet. In dieser Waffe hatte der Geist der Gleichheit und des Widerspruchs die schlimmsten Verheerungen angerichtet.

Die Disziplin war sehr schwach, aber diese Schwäche hatte ihre Ursache weniger in der aufrührerischen Gesinnung des Soldaten, als in der mangelnden Würde und Energie bei Erteilung der Befehle des Offiziers.

Artillerie und Genie, ebenso voll von revolutionären Ideen wie die Infanterie, besaßen Offiziere, deren wohlbegründeter Mut in demselben Maße zu wachsen schien wie das Gefühl der Schwäche ihrer Waffen im Vergleich zu denen der Preußen. Aber ihr Mut und ihre Tüchtigkeit konnten der moralischen Schwäche der Truppen, die ihrer politischen Gesinnung entsprang, nicht das Gleichgewicht halten.

Die Kavallerie besaß, Dank einer besonders gütigen Fügung, und unzweifelhaft, weil ihr Ursprung auf die Ritterschaft zurückgeht, eine vorzügliche Disziplin; sie war von den edelsten Gefühlen der Selbstverleugnung und Tapferkeit beseelt.

Der Generalstab endlich, der, genau genommen, keine besondere Waffe bildet, aber durch seine Obliegenheiten und durch seine vertrauten und täglichen Beziehungen zu den Führern notwendigerweise einen großen Einfluß auf alle Heere ausübt, war eingebildet, ehrgeizig und unfähig.

Was man gewöhnlich die Korruption des Kaiserreichs zu nennen beliebt, d. h. jene rasende Sucht nach Avancement als ein Mittel zur Bereicherung, das Verdrängen des Verdienstes durch Intriguen, des allgemeinen Wohles durch das persönliche Interesse, diese Versumpfung war in der ganzen Armee, von den höchsten bis zu den bescheidensten Stellen verbreitet. Vertrauen, das dem Soldaten so sehr nötig ist, und das Napoleon I sein „bestes Armeekorps“ nannte, fehlte ganz. Der Grund davon ist leicht nachzuweisen.“ Wie anders sah es in der deutschen Armee aus! Graf Hérisson sagt neidisch von Deutschland, als er in Straßburg ein deutsches Regiment vorüberziehen sieht: Deshalb (weil die Deutschen militärisch beanlagt sind) sehen wir überall in Deutschland das Militär im Vorrang vor dem Zivil und die gesellschaftliche Stellung der deutschen Offiziere bildet einen seltsamen Gegensatz zu der der unsrigen.

Offizier bei uns sein, heißt eine sehr ehrenhafte Stellung haben, die einem erlaubt, sich für sehr wenig Geld totschießen zu lassen. Aber

diese Stellung ist jedenfalls nicht so beneidenswert, als sie sein könnte und sollte. Es giebt keinen besseren Beweis hierfür, als die beträchtliche Anzahl junger Unteroffiziere, die durch Kapitulation leicht die Offiziers-Epauletts erlangen könnten, aber lieber bescheidene Zivilämter annehmen, die sie in eine ganz andere Gesellschaft bringen, als die, zu welcher die goldenen Epauletts berechtigen.

In Deutschland ist es ganz anders. Offizier sein ist der höchste Wunsch jedes jungen Mannes, und die Regierung versteht sich meisterhaft darauf, diesen Ehrgeiz zu fördern, indem sie diesen jungen Leuten eine Stellung von ungewöhnlicher Achtung und Autorität schafft.

„In diesem militärischen Lande“ — sagt Hérisson weiter — „wo Rang und Disziplin alles beherrscht, ist der Besuch der Kirche der Armee nicht nur nicht verboten, sondern sogar befohlen. Der Soldat soll vor dem allerhöchsten Chef niederknieen, vor dem großen Spender aller Autorität, der er blind gehorchen muß. Wenn der Soldat, der ein Mensch ist wie jeder andere, sich gewöhnt, in Demut vor einer Macht zu knieen, deren Größe und Majestät ihm sein gesunder Menschenverstand offenbart, so fügt er sich leichter in die Strenge der militärischen Disziplin und in die Achtung, die er seinem Vorgesetzten schuldet. Ohne diese unbeschränkte Achtung, ohne gegenseitiges Vertrauen zwischen Offizier und Soldat kann eine Armee nicht siegen.

Dank solcher Gefühle sieht man nicht bei der ersten Niederlage die Leute sich gegen ihre Offiziere wenden, den Mut verlieren, davon rennen und schreien: Wir sind verraten! — Ich habe übrigens bemerkt, daß man diesen Ruf nur ausstößt, wenn die Geschichte so heiß wird, daß man nicht abgeneigt ist, einen Vorwand zu finden, um ... frische Luft zu schöpfen!“ Hérisson bewundert auch den Anblick einer deutschen Wache: „Vor der Wache stehen im Boden eingerammt in gerader Reihe und geringen Zwischenräumen eine Anzahl gabelförmig auslaufender eiserner Stützen. Gegen diese lehnen die die Wache bildenden Soldaten ihre Gewehre. An der letzten hängt die Trommel.

Diese Art die Gewehre zu plazieren und die achtungsvolle Entfernung, in der das Publikum stets bei dem Wachtposten vorüber muß, ohne ihn zu streifen und zu berühren, wie dies täglich bei uns geschieht, ist nur eine Kleinigkeit. Aber ist sie nicht sehr bezeichnend für den Unterschied in der Art und Weise, wie die beiden Völker ihre Armeen ansehen? Auch hat diese Anordnung ihren andern Vorteil. Tritt die Wache ins Gewehr, so steht jedermann sofort an seinem

Platze bei seinem Gewehr." So war es 1870 in der deutschen Armee auch, als der Krieg losging. Zu dem schlechten Geist der französischen Armee kam nun aber auch noch die tolle und thörichte Selbstüberschätzung und innere Zerrüttung des französischen Volkes. Hérisson berichtet über das Gespräch eines der ersten deutschen Aerzte, eines alten Studiengenossen von Heidelberg her, mit ihm. „In Ihrem Lande," sagte jener, „dem einzigen der Welt, welches die erschütternden Wirkungen von 8 Revolutionen in weniger als hundert Jahren erduldet hat, ist an die Stelle der Geschichte — d. h. Wahrheit und Gerechtigkeit, die Legende — d. h. Leidenschaft und Eigennutz getreten. Daraus folgt, daß Sie niemals aus Ihrer eigenen Erfahrung etwas lernen werden — ein unverbesserlicher Fehler, der heute nur zu augenscheinlich ist."

„Das Uebel reicht weit zurück; bis auf Ludwig XIV die eigenmächtigen Sitten des Königs während seiner Jugend, die blutschänderischen Ausschweifungen des Herzogs von Orleans, die Sittenlosigkeit Ludwig XV, die gefügsame, niedrige Unterwürfigkeit des Adels, — dies alles hat Abscheu gegen die leitenden Klassen hervorgerufen, das soziale Gleichgewicht gebrochen und den revolutionären Zustand herbeigeführt, in dem Sie seit einem Jahrhundert wie in Ihrem normalen Zustand leben."

„Es ist äußerst interessant, den sittlichen Zustand des heutigen Frankreichs zu analysieren. Jeder begreift die Interessen des Vaterlandes auf seine Weise. Die Parteien streiten sich um die Macht; um diese zu erlangen, dünken ihnen alle Mittel, selbst die am wenigsten patriotischen, gut.

Wenn Ihr Volk in einer Volksabstimmung befragt wird, so stürzt es sich zu Füßen eines Mannes, den es einige Tage später verjagt. Es braucht neue Götzen, welche ihrerseits bald wieder gestürzt werden."

„Vom Lande gedrängt," meinte Hérisson, „hatte der Kaiser Deutschland den Krieg erklären müssen, gleichviel ob er wollte oder nicht. Aber niemand mußte besser als er die moralische und materielle Schwäche kennen, welche die Achtung und Ergebenheit für ihren Souverän bis aufs äußerste getrieben und mehr wie jede andere die Grundsätze der Disziplin, Rekrutierung, Organisation, Taktik und Strategie durchgeführt hatte."

„Vom Anfang des Krieges an mußte der Kaiser ein Vorgefühl von dem haben, was kommen würde. (?)

War er dennoch ungewiß darüber, so mußte ihm das Gefecht von Saarbrücken die Augen öffnen.

Vom General Frossard gedrängt, der drei Jahre vor dem Kriege einen Plan dafür angefertigt hatte, befahl er kurz nach seiner Ankunft diesen unnützen und lächerlichen Angriff." So sah es also auf französischer Seite aus. Wir haben mit Absicht einen französischen Autor reden lassen. Wie anders auf deutscher! Hier war zunächst die Einigkeit ganz Deutschlands und zugleich ein Plan des Angriffs vorhanden, nach dem dieses einige Deutschland Frankreich beikommen konnte. Gott machte alle Berechnungen der Feinde Preußens und Deutschlands zu Schanden, indem die Deutschen durch die Eintracht, die sie von Stund an zeigten, solche Bemühungen vereitelten. Gott gab es dem jungen König von Bayern ein, ohne Zaudern den Oberbefehl über sein Heer in König Wilhelms Hände zu legen, und die anderen süddeutschen Fürsten folgten. So beschied es die Vorsehung nach den schönen Worten des Reichstags vom 19. Juli König Wilhelm, „den großen Kampf, an dem er als Jüngling vor mehr als einem halben Jahrhundert Teil genommen, am Abend seines Lebens zu entscheidendem Ende zu führen."

Wundervoll war der Kriegsaufmarschplan, welchen Moltke in einem bis ins Einzelne ausgearbeiteten „Mobilmachungsplan" 1868 dem Könige vorgelegt und welcher das vollständige Bild eines Aufmarsches aller deutschen Streitkräfte im Fall eines Krieges darstellt. Moltke sagte darin: „Wollen die Franzosen ihr Eisenbahnsystem behufs schneller Versammlung aller Streitkräfte völlig ausnutzen, so sind sie genötigt, in zwei Hauptgruppen zu debarkieren (landen) bei Straßburg und Metz, getrennt durch das Vogesengebirge. Wird der erstere, voraussichtlich kleinere Teil, nicht gegen Süddeutschland bestimmt, so kann die Heranziehung zur Hauptmacht an der obern Mosel wesentlich nur durch Fußmärsche bewirkt werden. In der Pfalz stehen wir auf der innern Operationslinie zwischen beiden feindlichen Gruppen. Wir können uns gegen die eine wie die andere, oder, vorausgesetzt, daß wir stark genug sind, gegen beide gleichzeitig wenden.

„Die Versammlung aller Kräfte in der Pfalz schützt den unteren wie den oberen Rhein und gestattet eine Offensive in Feindesland, welche, rechtzeitig ergriffen, wahrscheinlich jedem Betreten deutschen Bodens durch die Franzosen zuvorkommen wird. Es fragt sich also nur noch, ob wir ohne Gefahr, in unserer ersten Versammlung gestört

zu werden, diese über den Rhein hinaus in die Pfalz und bis hart an die französische Grenze verlegen dürfen, und diese Frage ist nach meiner Ansicht mit „Ja" zu beantworten.

„Unsere Mobilmachung ist bis in das letzte Detail vorbereitet. Sechs durchgehende Eisenbahnen sind für den Transport nach der Gegend zwischen Mosel und Rhein verfügbar. Die Fahrtableaus, aus welchen jeder Truppenteil Tag und Stunde des Aufbruchs und des Eintreffens ersieht, liegen fertig. Schon am 10. Tage können die Abteilungen unweit der französischen Grenze debarkieren und am 13. Tage die kombattanten Truppen von 2 Armeekorps sich dort versammeln. Am 18. Tage beläuft sich die Ziffer unserer Streitmacht auf 300 000 Mann und dieselben werden am 20. Tage mit fast allen Trains versehen sein. Wir haben durchaus keinen Grund, anzunehmen, daß die Versammlung der französischen Armee in mobilem Zustande, für welche bis jetzt die Erfahrung fehlt, schneller bewirkt werden könnte. Seit Napoleon I hat Frankreich nur partielle Mobilmachungen gekannt, bei welchen der ausrückende Teil des Heeres aus dem zurückbleibenden ergänzt wurde.

„Allerdings könnten die Franzosen, ohne vorher die Augmentation (Vermehrung) abzuwarten, eine Armee von 150 000 Mann in sehr kurzer Zeit an der Grenze versammeln. Dies Verfahren einer raschen Initiative würde dem Nationalcharakter zusagen und ist in militärischen Kreisen besprochen worden. Gesetzt, eine so improvisierte Armee, die immerhin mit Kavallerie und Artillerie reichlich ausgestattet sein würde, befände sich bereits am 5. Tage um Metz versammelt und überschritte am 8. Tage die Grenze bei Saarlouis, so würden wir es in der Hand haben, unsere Eisenbahn-Transporte rechtzeitig zu inhibieren und unsere Hauptmacht schon am Rhein auszuschiffen. Dorthin hätte die Invasion noch 6 Märsche und würde am 14. Tage überlegenen Kräften gegenüber zum Stehen kommen. In Besitz der Stromübergänge, würden wir wenige Tage später schon die Offensive mit mehr als doppelter Ueberlegenheit ergreifen."

Wie es nun bei der Mobilmachung der französischen Armee nachher aussah, darüber geben folgende im Generalstabswerk mitgeteilten beglaubigten Depeschen einzelner französischer Heerführer an die Oberleitung Kunde.

Der Kommandant einer Heeresabteilung in Marseille telegraphierte: „9000 Reserven hier; ich weiß nicht, wohin mit ihnen. Um mir Luft

zu machen, werde ich sie alle nach Algier mit den im Hafen vorhandenen Transportschiffen schicken."

In einer andern Depesche an den Marschall Leboeuf hieß es: „Bin in Bitsch mit 17 Bataillonen Infanterie. Schicken Sie Geld, die Truppen zu ernähren. Kein Geld in den öffentlichen Kassen der ganzen Gegend. Kein Geld in den Kassen des Kriegs."

Ein dritter depeschierte: „Bin in Belfort angekommen, meine Brigade nicht gefunden; weiß nicht, wo meine Regimenter sind."

Ein vierter depeschierte: „Ich habe keine Lazaretgehilfen, Verwaltungsarbeiter, Feldbacköfen, keinen Train."

Ein fünfter depeschierte: „Die Abteilungen, welche zur Armee stoßen, kommen noch immer ohne Patronen und Lazaretgerätschaften an. — Ich sehe, daß Zwieback und Brot in der Armee fehlen."

Dieselbe Verwirrung herrschte an der leitenden Stelle. Es gab ganze Armeeteile, deren zeitigen Aufenthalt man im Hauptquartier nicht kannte. So mußte noch am 27. an den General Douay telegraphiert werden: „Wie weit sind Sie mit Ihrer Formation? Wo sind Ihre Divisionen? Der Kaiser befiehlt Ihnen, diese Formationen zu beschleunigen, um schnellstens zu Mac Mahon im Departement des unteren Elsaß zu stoßen."

Am folgenden Tage erhielt dieser General auf ein Ansuchen vom Hauptquartier aus folgenden Bescheid: „Es giebt in Metz keine Trainabteilung, kein Material an Lagergeräten, welches Ihnen zur Verfügung gestellt werden könnte. Sie haben Recht gethan, sich nach Paris zu wenden; erneuern Sie Ihre Bitte."

Das war die „vollständige Kriegsbereitschaft" des Herrn Marschall Leboeuf, die derselbe dem Kaiser Napoleon verbürgt hatte.

Der Kaiser Napoleon that in jenen Tagen einen Ausspruch über die französische Militärorganisation, der außerordentlich zutreffend war. Er sagte: „Die Kriegsverwaltung in Frankreich gleicht einer vortrefflichen Maschine, von der alle arbeitenden Teile, mit Geschick gesondert, in den Werkstätten aufbewahrt sind. Wenn es sich darum handelt, sie in Bewegung zu setzen, so ist die Arbeit langsam und schwierig, denn man muß alles Räderwerk sammeln und untereinander verbinden, mit einem Worte, man muß die Maschine erst vollständig zusammensetzen von der einfachen Schraubenmutter bis zum komplizierteren Teile."

So kam der große Gefechtstag, der 2. August heran. War es nicht Gottes Walten, daß der einzige Vorstoß, den die Franzosen

wagten, sich gegen ein paar Vorpostenkompagnien in Saarbrücken richtete, und von diesen mit solcher Kaltblütigkeit und verblüffendem Mut aufgenommen wurde? Und war es nicht sein Finger, daß, sofort furchtbarste Vergeltung übend, der deutsche Angriff über sie hereinbrach?

Hérisson sagt über den 2. August: „Leider war dieser so alte, so wohl erwogene und als so vollkommen geltende Plan Frossards fehlerhaft, und sein Autor zeigte in der Leitung des Unternehmens eine solche Unfähigkeit, daß sie vollständig fehlschlug. So fing man mit einem Mißerfolg, und noch dazu mit einem schimpflichen Mißerfolg an; denn zu jener Zeit, 2. August, war Saarbrücken nur von der kleinen Garnison auf Friedensfuß verteidigt und noch kein Teil der deutschen Armee war eingetroffen. Diese Schlappe war von verderblichster Wirkung. Niemals hat sich die Armee von diesem ersten Schlage erhoben, und der Kaiser empfand die Schwere desselben tiefer wie irgend jemand sonst. Saarbrücken, das nur mit 1500 Mann Garnison verteidigt ist, wird von 3 Armeekorps angegriffen! Dieser Mißerfolg, der auf den ganzen Feldzug den traurigsten Einfluß ausübte, erfüllte das Herz des Kaisers und seiner Umgebung mit Unruhe und Angst."

Hier bei Saarbrücken tritt nun aber zuerst auf deutscher Seite ein Moment hervor, das durch den ganzen Krieg sich hindurchzieht und zu dessen glücklicher Entscheidung wesentlich mit beigetragen hat. Das ist der Geist der kühnsten Initiative, des selbständigen Vorgehens, den Gott den deutschen Unterführern gegeben hat. Wie dereinst bei Königgrätz, so ist nachher bei Wörth und Spichern die Schlacht frühzeitiger begonnen, als das Hauptquartier noch kurz zuvor beabsichtigt hatte. Die beiden Kämpfe des 6. August waren, nachdem die gute Gelegenheit zum Schlagen erkannt war, fast vom Marsche aus improvisiert worden. Die Angreifer haben infolge davon bedenkliche Stunden überstehen und schwere Opfer bringen müssen, aber das Endergebnis rechtfertigte ihre Verwegenheit.

Sehen wir aber zunächst den Kriegsplan Moltkes in seiner weiteren Entwicklung uns an. Nach demselben sollte die III. Armee unter dem deutschen Kronprinzen zuerst im Süden in das französische Gebiet einrücken, um dort die im Elsaß stehende feindliche Heeresmacht zurückzuwerfen und diese von dem Hauptheer zu trennen, welches dann mit vereinten Streitkräften angegriffen und zu einer Entscheidungsschlacht gezwungen werden sollte.

Es kam das erste harte Treffen bei **Weißenburg**, unweit der Grenze zwischen der Pfalz und dem Elsaß. Wohl kämpften die Scharen eines General Douay in ihren festen Stellungen in der Stadt, in den Hopfen- und Weinpflanzungen und auf den Höhen des Gaisbergs mit löwenmütiger Tapferkeit, aber dennoch vermochten sie dem Ansturm der deutschen, von Gott mit begeisterter Siegeszuversicht erfüllten Söhne nicht standzuhalten. Mann gegen Mann ward am Landauer Thor von den Bayern mit den Turkos gefochten, die Schwarzen wehrten sich Schritt vor Schritt, wichen aber immer mehr in die Stadt zurück.

Doch kann das alles wenig frommen,
Eh' nicht der Gaisberg wird genommen;
Die schwerste Arbeit ist noch nicht gethan.
Jetzt kommt das Königsregiment heran —
Zwei Kompagnien als Schützen vor,
So steigen die Bataillone empor,
Mit Trommelschlag, Offiziere voran,
Mit fliegenden Fahnen den Berg hinan:
„Falle, was fällt!" Kein Weichen kennt
Das Königsgrenadierregiment.

Bald sind die Füsiliere vorm Gaisbergschloß,
Aus allen Mauerlöchern gucken
Gewehre und senden ihr Geschoß —
Aus Fenstern und aus Bodenluken,
Von Mauern und von Türmen,
Knattert's, wie heran sie stürmen.
Schon sind drei Hauptleute hingestreckt,
Der Boden mit Sterbenden bedeckt.
Doch ist des Feindes Widerstand bezwungen.
Es ward mit dem Verlust von siebzig Offizieren
Und siebenhundert Mann der Sieg errungen.

Bei **Wörth** war wohl der ursprüngliche Plan, eine große Umstellungs-Schlacht zu schlagen. Der Feind sollte, wenn möglich, schon hier zu einer großen Kapitulation, wie sie später dreimal folgte, gezwungen werden. Mac Mahons Vertrauen in die Uneinnehmbarkeit der von ihm gewählten Position war nur teilweise gerechtfertigt; einem Angriff in der Front war er gewachsen; Umgehungsmärsche aber mußten wahrscheinlich dahin führen, daß er schon vor der Schlacht geschlagen war. Doch es sollte anders kommen. Aus einem Rekognoszierungsgefecht wurde eine Schlacht, und diese Schlacht ward zum Sieg.

„Das war ein Wettern, Streiten bei Wörth am Sommertag!
Wie schlug der Bayern Löwe dort scharfen Tatzenschlag!
Wie rauschte Preußens Adler so mächtiglich heran
Und fiel mit seinen Fängen den Franzmann grimmig an!"

Mac Mahon stand in günstigster Stellung auf einer vom Sauerbach bespülten Höhe, die eine gleichsam von der Natur angelegte Erdfestung darstellte, deren Wälle nach der einen Seite hin steil und scharfkantig wie eine Bastion hervorspringen, nach der anderen sich sanfter abdachen und in ihrer ganzen Länge sich ¾ Meilen hinziehen. Jeder Fußbreit Bodens hat hier mit großen Opfern erstritten werden müssen.

General von Kirchbach hat den Ruhm, hier mit besonderer Energie gehandelt zu haben. Bereits zweimal ging ihm vor 11 Uhr die Weisung des Kronprinzen zu, den Kampf nicht aufzunehmen und alles zu vermeiden, was eine Fortsetzung herbeiführen könnte. Allein als ihm der zweite Befehl zukam, stand er schon inmitten des heißesten Gefechts und erwiderte darum dem Ueberbringer des Befehls, dem Major v. Hahnke: „Melden Sie Seiner Kön. Hoheit, ich hätte dem Marschall Mac Mahon bereits glückliche Reise gewünscht.“ General v. Kirchbach, entschlossen, dem Feinde keinen Vorteil in Händen zu lassen, ersuchte die Nachbarn rechts und links, ihn zu unterstützen, und der bayrische General v. Hartmann erklärte sich sofort bereit, auf den Kampfplatz zurückzukehren.

Der Franzose Chuquet meint, daß, als der rechte französische Flügel gebrochen war und floh, Mac Mahon den Rückzug hätte antreten sollen und können, aber „mit einer erhabenen Hartnäckigkeit und in der Hoffnung, daß die Division Guyot endlich eintreffen würde auf den Kanonendonner hin, gab er die Schlacht noch nicht verloren“.

So wurde die Schlacht für Mac Mahon zu einem vernichtenden Schlage.

Wie bei Wörth ging's auch bei Spicheren. Aus einem anfänglichen Vorstoß, um den vermutlich auf dem Abzug befindlichen Feind festzuhalten, entwickelte sich ein fürchterlicher, langandauernder Kampf. Man kann den General v. Steinmetz nicht ganz von der Verantwortung freisprechen, hier über seine Instruktionen hinausgegangen zu sein. Er hatte den Befehl, die I. Armee am 4. August in der Gegend von Tholey zu sammeln, etwa 2 Meilen nördlich von Saarbrücken. Die Vorposten waren gegen die Saar vorgeschoben; die 3. Kavalleriedivision unterhielt die Verbindung mit der II. Armee (Friedrich Karl). Da nun die II. Armee, welche auf dem linken Flügel der I. Armee vorging, hart auf diesen Flügel der letzteren drückte, so war der letzteren der Befehl zugegangen, sich mehr nach rechts zu schieben. General v. Steinmetz suchte dies aber dadurch zu erreichen, daß er eine

Vorwärtsschiebung auf die Saar anordnete, welche am 6. August durchgeführt werden sollte. Steinmetz fürchtete eben, daß seine Armee bei weiterem Vorgehen der II. Armee in das Hintertreffen kommen könnte und schob sich deshalb, um auch an der Klinge zu bleiben, bis an die Saar vor.

Als Generallieutenant v. Kameke am 6. August um 9 1/2 Uhr in Guichenbach ankam, empfing er Meldungen, daß das Korps Frossard, dessen Divisionen die Höhen südlich Saarbrücken bis dahin besetzt gehalten hatten, im Abrücken begriffen sei.

General v. Kameke ließ diese Meldung an den Kommandierenden des VII. Korps, General von Zastrow, gelangen und bat um Befehle. Die Antwort lautete, daß er selbständig nach eigenem Ermessen verfahren möge. Daraufhin setzte General von Kameke mit der ganzen 14. Division den Marsch auf Saarbrücken fort. Es mußte ihm wünschenswert sein, sich im Besitze der für das Debouchieren über die Saar wichtigen Höhen des „Exerzierplatzes" zu sehen, bevor der Gegner diese aufgegebene Position etwa wieder einnehmen mochte. Das Verhalten des Feindes befremdete um so mehr, als er scheinbar ohne Grund eine rückgängige Bewegung angetreten, dabei aber sämtliche Saarbrücker Gänge ungestört gelassen hatte.

Mit Erscheinen der Tête der Avantgarde der 14. Infanteriedivision, Brigade François, auf dem „Exerzierplatze" um 11 1/2 Uhr eröffnete der Feind von der uns gegenüber gelegenen, nördlich Spicheren vorspringenden Bergnase aus sein Geschützfeuer. Die vorspringende Bergnase selbst führt den Namen: der rote Berg.

Die Lage der Höhen hart an den Defileen der Saar ließ es dem General von Kameke um so notwendiger erscheinen, zur bessern Sicherung wie Behauptung dieser Uebergänge vorwärts Terrain zu gewinnen und die anscheinend schwächeren Kräfte des Feindes zurückzudrücken, als dieser aus nahegelegener, dominierender Stellung die diesseitige einsah und vollständig beherrschte.

Zur Vertreibung der das ganze Vorterrain unter Feuer haltenden feindlichen Batterien auf dem „roten Berge" beschloß General v. Kameke um 12 Uhr durch die Brigade François einen umfassenden Angriff gegen die Höhe und zog auch die Brigade v. Woyna über die Eisenbahnbrücke heran.

So begann die furchtbare Schlacht, in der Westfalens, Rheinlands und Brandenburgs Söhne zeigten, was sie leisten konnten. Und

Gott war mit ihnen auch in den schwersten Momenten. Der Dichter hat die Schlacht von Spicheren mit den Worten besungen:

Südlich von Saarbrücken hielt
General Frossard die Höhen
Fest mit seinen Divisionen,
Und die steilen Bergeswände
Galten ihm für uneinnehmbar.
Doch, was tapfere Männer können,
Zeigt im Sturme auf die Höhen
Hier die preuß'sche Infanterie.
Und auf steilen Felsenwegen,
Die zu Fuß schwer zu erklettern,
Zwangen ihre keuchenden Rosse
Mit dem schweren Feldgeschütz
Preußische Artilleristen
Aufwärts auf den Kamm des Berges.
In der Räder Speichen griffen
Fest die wackern Kanoniere
Und sie zwangen sie hinauf.
Und vom Höhenrande grüßten
Zischend dann die Feldgranaten
Die Franzosen und entschieden
Den noch unentschiednen Kampf.
Furchtbar räumten auch die Jäger,
's sind die dritten Brandenburger,
Unter den Franzosen auf.
Busch und Baum zur Deckung nutzend
Fiel auf jeden Schuß ein Feind.
Mit den Jägern sind zu nennen
Noch die tapfern Vierundsiebz'ger,
Siebenundsiebz'ger, Dreiundfünfz'ger
Bei dem Sturme dort auf Spichern:
Wohl gewann des Berges Namen,
Den die Grenadiere stürmten
Und mit Strömen Blutes netzten,
Eine furchtbare Bedeutung,
Denn er hieß „der rote Berg".
Wohl sank General von François,
Der mit hocherhobnem Degen
Selbst die neunte Kompagnie
Neun und dreiß'ger Füsiliere
Stürmend auf die Höhe führte,
Von fünf Kugeln hingerafft,
In sein Blut aufs blut'ge Schlachtfeld.
Doch mit seinem letzten Atem
Sprach er noch: „Schön ist der Tod
„Auf dem heißen Feld der Ehre!
„Seh' ich doch den Sieg errungen!"

Wer war's, der uns bei Spicheren den Sieg gab? Wer war's, der die Truppenteile stets zur rechten Zeit, wenn es gerade dringend not that, ankommen ließ? Wer war's, der ohne eigentliche strategische Oberleitung das Ganze doch ineinandergreifen ließ? Das war der lebendige und allmächtige Gott. Aber zugleich trat hier ein weiterer schöner Zug der preußischen Leitung hervor. Die preußischen Unterführer marschierten stets und überall direkt auf den Kanonendonner zu und erreichten so jene Zusammenfassung der Kräfte im entscheidenden Moment, die für das Schicksal des Krieges von ausschlaggebender Bedeutung war.

Ueber die diesjährigen Kaisermanöver, bei denen bekanntlich ganz gewaltige Truppenmassen in Aktion getreten sind, wurde den Hamb. Nachr. von militärischer Seite geschrieben: „Das Geheimnis des Sieges ist bei den eben beendeten Kaisermanövern, allerdings nur auf dem Manöverfelde, in besonderer Klarheit und Bestimmtheit zu Tage getreten. Dasselbe besteht, ganz abgesehen von den moralischen

Faktoren, sowie dem Stande der Ausbildung, Bewaffnung und der Zahl der Truppen, in taktischer Hinsicht im wesentlichen darin, möglichst starke Kräfte für den entscheidenden Angriff bezw. die Verteidigung gegen denselben in der Hand und auf gehörig begrenztem Raume zusammen zu halten, der jedoch andererseits die volle Entwicklung der Waffenwirkung der zur Entscheidung verwandten Truppen bei gehöriger Tiefengliederung für die Nährung und Unterstützung des Kampfes der ersten Gefechtslinie gestattet. An beiden Hauptgefechtstagen fiel der Sieg derjenigen Partei zu, welche etwa 3 Divisionen und 1 bis 2 Korpsartillerien, unmittelbar nebeneinander, in einem Falle auf einer Frontbreite von nur 6000 Schritt, zum Angriff bezw. zur offensiv geführten Verteidigung an der entscheidenden Stelle verwandte. Obgleich die Befolgung dieses Grundsatzes sehr einfach erscheint, ist sie es in der Praxis nicht, und zahlreiche Gefechte und Schlachten der Kriegsgeschichte, sowie des Manöverfeldes beweisen dies. Das Bestreben nach Umfassung und Flankierung beim Angriff führt nur zu häufig zu weit ausholenden Bewegungen und dadurch zur Trennung der Kräfte im Moment der Entscheidung, und ebenso das Bestreben des Verteidigers, die Flanken und Flügel gegen Umfassung und Umgehung zu decken. In diesen Kardinalpunkten sind die Kaisermanöver besonders lehrreich gewesen."

So war es bei Spicheren nur durch das hervorragend rasche Eingreifen der Unterführer möglich. General v. Göben sandte im drangvollsten Augenblick die 40er von seinem Korps den Westfalen und Hannoveranern zur Hilfe, vom 3. Korps langte zunächst der Kommandeur der 3. Division v. Stülpnagel mit Geschütz an, dann führte General v. Döring die 48er, denen die 14er folgten, in den Kampf.

Der Franzose Chuquet sagt bewundernd: „So hatten die Deutschen den Sieg errungen, obgleich ihren Anstrengungen der Zusammenhang fehlte und obgleich das Gefecht in etwas abenteuerlicher Weise eingeleitet und ohne jeden Plan, nur dem Zufalle folgend, durchgeführt wurde, obgleich sie nur in kleinen Abteilungen, wie tropfenweise, zum Angriff gelangten, obgleich sie vom Marsche erschöpft und unfähig waren, den Besiegten zu verfolgen. Sie verdankten den Sieg ihrer Kühnheit, ihrem kriegerischen Selbstvertrauen, dem Geiste hochherziger Kameradschaft. Alle marschierten entschlossen nach dem Kanonendonner."

So hatte Gott durch die ersten siegreichen Schlachten bei Weißenburg, Wörth und Spicheren ermöglicht, daß jetzt die gesamte Wehr-

kraft des Vaterlands ausschließlich zur Bewältigung des Erbfeinds verwendet werden konnte, denn daß Oesterreicher, Dänen oder Italiener für das geschlagene Frankreich zu den Waffen greifen würden, war nicht mehr zu fürchten.

Auf französischer Seite aber ward die Sache immer bedenklicher. „Die Erregung, in der sich der Kaiser nach dem 2. August befand," sagt Hérisson, „trat in wiederholten Befehlen und Gegenbefehlen zu Tage, die sich auf die unbestimmtesten und widersprechendsten Angaben stützten, die dem großen Generalstab über die Bewegungen des Feindes zugingen. Alle Augenblicke wurden Truppen in Bewegung gesetzt, dann angehalten und wieder nach dem Platze zurückgezogen, von dem sie aufgebrochen waren. Es war ein Hin- und Hermarschieren auf demselben Terrain, ohne einen Augenblick Ruhe. Schwer fällt auch ins Gewicht — schwerer noch als ersteres —, daß der Krieg nicht nur ohne Armeebereitschaft und bestimmten Plan unternommen wurde, sondern auch ohne vorherige Einrichtung eines Kundschafts- und Nachrichtendienstes über die Bewegungen des Feindes. Damit war eine der allerwichtigsten militärischen Vorsichtsmaßregeln versäumt."

Traurig sah es erst recht nach dem Zusammenbruch Mac Mahons aus. „Marschall de Mac Mahon," sagt Hérisson, „dessen Ruf bei den Soldaten und Offizieren festgegründet stand, war zersprengt worden. Nichts vermag einen Begriff von der Wirkung zu geben, die diese am Tage nach der Schlacht von Spicheren eintreffende Nachricht auf die schon so niedergedrückte Stimmung unserer unglücklichen Armee hervorbrachte, vom Kaiser und Generalstab bis zum letzten Soldaten. Es ist unmöglich, die grenzenlose Unordnung zu schildern, die in der Infanterie zu Tage trat. Die Offiziere suchten kaum ihr Einhalt zu thun. Mutlosigkeit, die Folge aller Katastrophen, hatte sich eines jeden bemächtigt. Der Rückzug auf Metz vollzog sich in unbeschreiblicher Verwirrung. Die Garde, das 3. und 4. Korps zogen sich auf einer einzigen Straße zurück, die von Intendanturmaterial, von Wagen und Vieh der vor der preußischen Armee fliehenden Bauern fast versperrt war. Was wäre geschehen, wenn der Feind einige Granaten in diese wüste Masse geworfen hätte?" Hérisson fragt, warum man den Vorsprung, den man immer noch vor den deutschen Armeen hatte, nicht besser benutzt habe, um die Armee in einer starken Stellung zu vereinigen.

„Der 10., 11. und 12. August vergehen, und die Armee bleibt unbeweglich. — Warum? Welches unbesiegbare Hindernis stand dem

Marsch im Wege? Der Oberst-Kommandierende der Genietruppen der Armee, der zugleich der Höchstkommandierende der Festung Metz war, verließ sich für die Ausführung seiner Befehle auf seine Untergebenen. Er überließ Subaltern-Offizieren die Herstellung von Brücken über die Mosel, ohne daß diese Befehle ausdrücklich die Wichtigkeit betonten, die eine möglichst schnelle Herstellung dieser Brücken für die Armee hatten. Die Offiziere nahmen die Sache leicht, und die Arbeiten wurden so schlecht ausgeführt, daß eine der Brücken fortgerissen wurde, als sie kaum fertig war. Während dieser langen in kläglicher Weise verlorenen Zeit überließ sich der Kaiser der Unruhe und Verzweiflung; seine Briefe und Depeschen bezeugen dies. Anstatt daß die schweren Schläge, welche die Armee seit Beginn des Feldzuges erduldet hatte, in seinem Kopfe einen genialen Gedanken erweckten, wie er seinem Unglück Trotz bieten könnte, flößten sie ihm nur den einen Gedanken ein, sich zurückzuziehen und einem anderen die Verantwortlichkeit für die traurigen Ereignisse und die Sorge zu überlassen, sich so gut wie möglich aus der Verlegenheit zu ziehen."

Nach den Schlachten von Spicheren und Wörth hatte unterdes Moltke gemäß seinem ursprünglichen Plane, die feindlichen Streitkräfte nach Norden von der Verbindung mit Paris abzudrängen, angeordnet, daß, während die I. Armee langsam vorrückte und den stehenden Drehpunkt des Ganzen bildete, die II. ihren linken Flügel weit nach Süden vorschiebe, um die rechte Flanke des Fleindes zu umgehen, die III. Armee aber in der Richtung auf Nancy-Luneville weitergehe und dort Fühlung mit den beiden Armeen gewinne. Eine verhängnisvolle Versäumnis, welche die französische Heeresleitung durch Aufgeben der festen Stellung an der Nied und durch Offenlassung der Hauptübergänge über die Mosel begangen, wurde von dem deutschen Strategen mit weiser Umsicht ausgenützt. Der linke Flügel der II. deutschen Armee schob sich, das 10. Korps an der Spitze, in Eilmärschen nach der Mosel auf Pont à Mousson zu.

Wie aber ging's nun weiter auf französischer Seite? Napoleon, voll Furcht vor siegloser Rückkehr nach Paris, hatte eine Schlacht bei Metz verlangt, während die Generale die gesamten Streitkräfte weiter westlich bei Chalons zu vereinigen wünschten. Aber der Kommandant von Metz erklärte, Napoleon unterstützend, daß er mit seiner Besatzung den Ort nicht 14 Tage halten könne. Am 12. August legte Napoleon, krank und müde, den Oberbefehl nieder.

Hérisson erzählt eine Unterredung Napoleons mit Bazaine aus jener Zeit. Demnach soll Bazaine gesagt haben: „Wir haben erst drei feindliche Armeekorps vor uns; wir müssen angreifen. Wir sind ihnen an Zahl und durch unsere Stellung überlegen; wenn Euere Majestät mich mit den Operationen betrauen will, so stehe ich dafür ein, diese drei Korps zu schlagen und sie auf die Grenze zurückzuwerfen. Dieser Erfolg wird den Mut der Armee heben, dem Chef des Ingenieurkorps Zeit zum Brückenschlag verschaffen und den Feind einschüchtern, so daß wir die Mosel passieren können, ohne von ihm belästigt zu werden.“

„Nein,“ antwortete der Kaiser, der die Demoralisation der Truppen selbst gesehen hatte und sie sich noch schlimmer ausmalte. „Sobald als möglich über die Mosel — das war sein einziger Gedanke —, der Angriff würde den Uebergang verzögern.“

Der Kaiser wälzte nun die Verantwortung auf Bazaine ab, indem er ihm sagte: „Die öffentliche Meinung und die der Armee empfehlen Sie meiner Wahl. — Sie allein sind intakt und es ist daher ein Befehl, den ich Ihnen erteile.“

Hérisson bemerkt zu dieser Befehlübertragung: „Ich habe in einem meiner früheren Werke gezeigt, wie gut die Herrscher die Popularität, Berühmtheit und Fähigkeit ihrer Unterthanen zu ihrem besten auszunutzen und ihnen ihre eigenen Fehler aufzubürden wissen. Ludwig XIV ist groß geworden und sein Jahrhundert ist eins der vier in der Geschichte gekennzeichneten, weil er diese Fähigkeit im denkbar höchsten Grade besaß. So war auch der Gedanke des Kaisers nicht nur der, dem Heere einen würdigen Führer zu geben, den, wie er naiv und etwas spät sagt, „die öffentliche Meinung und die der Armee ihm empfohlen hätte“ — trotz der politischen Intriguen und niedrigen Eifersüchteleien, sondern er wollte vor allem einem anderen das Gewicht der zahlreichen Fehler, die er begangen hatte, aufhalsen und dadurch zugleich, wenn möglich, seinen militärischen Ruf und seinen Thron retten, die beide stark erschüttert waren.“

In der Verteidigung Bazaines von Archibald Forbes, dem englischen Militärkorrespondenten, mit Anmerkungen von Bazaine selbst, heißt es: „Am 12. August bestand der Kaiser darauf, daß Bazaine den Oberbefehl der Rheinarmee übernehmen sollte, und Bazaine gehorchte seinem Herrn hierin, wie in allem anderen. Nach dem Geständnisse aller war der Zweck dieser Ernennung, dem Kaiser die Verantwortlichkeit für die unglücklichen Ereignisse abzunehmen, die wahrschein-

lich kommen würden, und dieselben den Schultern eines andern aufzubürden.

„Bazaine übernahm die Last mit Widerwillen, aber mit Gehorsam; er wurde einfach zum Strohmann. Wir sind an das Schauspiel eines Armeekommandeurs gewöhnt, dessen Befehle und Bewegungen von seinem Stabschef inspiziert werden. Für Bazaine aber war gerade das Gegenteil der Fall. Er wurde ein verantwortlicher Generalstabschef, der thatsächlich den Befehlen eines Souveräns gehorchte, der nur auf den nominellen Titel eines Oberstkommandierenden verzichtet hatte. Die Instruktionen Napoleons für Bazaine zwischen dem 13. und 15. August lassen diese Lage deutlich erkennen. Wir wollen ein vom 14. datiertes Beispiel nehmen.

„Geben Sie Befehl, daß die Division Laveaucoupet in Metz bleibt, um die Division Lafont de Villiers abzulösen. Napoleon."

„Als Soldat besaß Bazaine einen doppelten Charakter.

„In den Stellungen eines Untergebenen war er einer der fähigsten Männer. Vom gemeinen Soldaten hatte er durch militärisches Verdienst den höchsten Rang erreicht. Unter dem Befehle eines Vorgesetzten war er ein vorzüglicher Offizier, der ein Peloton ebensogut kommandierte wie ein Armeekorps. Als Oberkommandierender gestattete ihm sein eigentümlicher Charakter nicht, seine Fähigkeiten in demselben Maße zu zeigen. Er besaß den Instinkt des Kriegers, aber nicht das Genie des Befehlshabers. Stets zum Kampfe bereit, hatte er nicht die Gabe, diesen Kampf in der hohlen Hand zu halten. Als Stratege war er von der alten formalistischen Schule und legte zu viel Wert auf das Operationsfeld selbst. Marschall Niel hatte ihm großes Vertrauen in die Vorteile der Defensive eingeflößt. Die Defensive ist aber hauptsächlich nur eine Art Vorspiel für die Offensive, und Bazaine fehlte die Initiative, aus der Defensive mit aller Macht und Blitzesschnelle zur Offensive überzugehen. Für die Wahl einer Stellung besaß er das Auge eines Soldaten, das hat Gravelotte bewiesen; eine Stellung ist aber immer nur ein Mittel und kein Zweck. Und so wie viele fähige Männer vor ihm, von Daun (dem Gegner Friedrichs des Großen) bis Mac Clellan, war auch er unfähig zum schnellen Handstreich in einer Unternehmung. Eine Pflicht vernachlässigte er, er machte keine Recognoscierungen, ein echt französischer Fehler, und verlor Zeit mit Verzögerungen und Kleinigkeiten." Bazaine sucht in der Anmerkung

hierzu sich damit zu entschuldigen, daß die Aufgabe des kräftigen Vorwärtsdrängens nach dem Felddienstreglement den Generalen, Generalstabschefs u. s. w. zufalle, und diese weder bei Tag noch bei Nacht erst mit der Ausführung auf die Initiative des Oberkommandierenden warten dürften.

Es war jedenfalls Gott, der Herr, der einem Bazaine keine raschen Entschlüsse zuließ, der ihn allzu bedächtig erwägen ließ, ob er in Metz bleiben oder weiter gen Westen zurückweichen solle. Im Interesse der Deutschen lag es, ihn bei Metz festzuhalten, zu schlagen und, wenn möglich, ganz zu umzingeln.

Bazaine erließ am 13. August den Befehl zum Rückzug, der am folgenden Tage beginnen sollte, auf dessen ungehinderte Ausführung aber angesichts des nahen Gegners nicht mehr mit Sicherheit gerechnet werden konnte. Dazu bestimmte Bazaine von den 3 ihm offenstehenden Straßen nur 2 zum Abmarsche und ließ gerade die nördlichste, der Einwirkung der Deutschen am meisten entzogene, unberücksichtigt. Am 14. August um 2 Uhr nachmittags war das zweite Korps nach Chuquet schon bis vor Moulins gekommen, auch 2 Divisionen des vierten Korps waren auf das andere Ufer übergegangen. Aber Thatsache ist doch, daß der Uebergang über die Mosel am 16. August noch nicht beendet war. Es waren eben nicht genügend zahlreiche Brücken vorbereitet, der Marsch durch die engen Straßen der Stadt war nicht geregelt und die den Thalrand hinansteigenden Hohlwege wurden durch überzahlreiche Trainfuhrwerke versperrt; verglichen doch die Franzosen selbst ihren Train mit dem des Darius.

Von entscheidender Bedeutung für den Gang des ganzen Krieges war nun zunächst das energische Vorgehen des ebenso tapferen wie edlen und frommen Generals v. der Goltz am 14. August, eines Mannes, den jeder Westfale kennt und mit Stolz nennt. Sobald er durch die Nachrichten der voranschwärmenden Reiterei, dieses Späherauges der Armee, die sichere Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Franzosen auf dem Abzug begriffen waren, entschloß er sich auf eigene Hand, sie festzuhalten, um die geplante Umfassung durch die zweite Armee zu ermöglichen. Er ging mit seiner Brigade gegen die bereits im Abmarsch befindlichen feindlichen Abteilungen vor und zwang dieselben wieder Front zu machen und stand zu halten. Wer gab v. der Goltz solchen Entschluß ein? Wer segnete am 14. August die deutschen Waffen? Wiederum der lebendige Gott. Hart war der Kampf, aber

groß war auch der Erfolg. Der Hauptzweck war erreicht: der Abzug der Franzosen verzögert, die Umgehung erleichtert. Stolz auf seine Soldaten, besichtigte der König am folgenden Tage den Kampfplatz. „Die Truppen sollen sich alle mit unglaublicher und bewunderungswürdiger Lust und Energie geschlagen haben. Ich habe viele gesehen und ihnen von Herzen gedankt," lautete seine Botschaft an die Königin.

Vom Füsilierbataillon des 15. Regiments, das furchtbare Verluste in dieser Schlacht erlitten, singt der Dichter:

„Die Trommel dröhnt: marsch, marsch, Kam'rad!
Jetzt gilt es verweg'ner, kühner That;
Ob Tod und Verderben herniedersprühn:
Auf! vorwärts gegen die Batterien!
Die Trommel dröhnt: sie stürmen hinauf,
Sechshundert Mann in hastigem Lauf.
Gewehr zur Attaque rechts! Hurrah!
Nun wehr' dich, Franzose, die Preußen sind da!
Die Trommel dröhnt: entgegen wild
Aus zwanzig Geschützen der Donner brüllt;
Fünfhundert sinken, getroffen vom Blei,
Die anderen stürmen an ihnen vorbei.
Die Trommel verstummt, der Donner verhallt,
Still sinkt die Nacht auf Flur und Wald.
Ein kurzer Kampf in den Batt'rien:
Die Sieger sterben, die Feinde flieh'n.
Die Trommel wirbelt zum letztenmal:
Sie begraben die Toten im Mondesstrahl.
Der Feldherr spricht mit leisem Ton:
„Ruh' sanft, du Heldenbataillon!"

Die Bedeutung des Erfolges vom 14. August kennzeichnete Moltke am Morgen des 15. in seiner Weisung, welche er an die II. Armee ergehen ließ. Darin hieß es: „Die Verhältnisse, unter welchen das 1. und das 7. Korps, sowie Teile der 18. Infanterie-Division gestern abend einen Sieg erfochten, schlossen jede Verfolgung aus. Die Früchte des Sieges sind nur durch eine kräftige Offensive der II. Armee gegen die Straßen von Metz nach Verdun zu ernten." Diese kräftige Offensive war bereits im Gange. Die 19. (hannoversche) Division hatte schon am 13. August Pont à Mousson besetzt, und die am weitesten vorgeschobene 5. Kavallerie-Division hatte am Abend des 15. bereits ihr Biwack westlich von Mars la Tour aufgeschlagen. So konnten denn das 3. und 10. Korps nebst der 5. und 6. Kavallerie-Division

dem Feinde den Weg versperren und ihm gleichsam über seine Straße einen eisernen Schlagbaum legen, den er trotz alles Anstürmens nicht durchbrach. Was hier die Brandenburger, Westfalen und Hannoveraner geleistet haben, ist fast übermenschlich, und es konnte nur von Kriegern geleistet werden, welchen 3 Sterne in allem Pulverdampf und Gedröhn der Schlacht voranleuchteten: Pflichtgefühl, Disziplin und Gottvertrauen.

Und Gott gab seinen Segen. Wohl hat der Sieg oft geschwankt trotz der fast beispiellosen Hingebung und Ausdauer der Truppen. Wie stand es doch beim Todesritt und nach dem Todesritt der Brigade Bredow? Unter Entwicklung gewaltiger Infanterie- und Kavalleriemassen versuchte der französische General Ladmirault (IV. Korps) den linken Flügel der Deutschen zu umklammern, während Canrobert von der Römerstraße her auf Vionville drängte. Die Franzosen drängten von Norden her mit Uebermacht alle nördlich der Chaussée kämpfenden Truppen zurück; schon waren sie daran, auch Tronville und Vionville wieder zu nehmen, als den fast aufgeriebenen Brandenburgern gegen 4 Uhr die 20. Division im Eilmarsch Hilfe brachte und alsbald darauf auch die 38. (Wedellsche) Brigade, die Heldenregimenter 16 und 57 nördlich von Mars la Tour her sich gegen die inzwischen mächtig vorgerückte Umgehungslinie des Feindes wendeten. Sie gingen in den Tod und ihnen nach die Gardedragoner. Aber sie hielten für Viertelstunden die Schlacht. Dennoch schien der Kampf hoffnungslos. Der Feind bereitete sich vor, mit Reitermassen die schon halb zertrümmerten Regimenter zu zermalmen. Schon brach die Lawine los, Ladmirault schickte seine Kavallerie auf das Plateau links von Mars la Tour. Aber hier traten 6 preußische Reiterregimenter ihr entgegen. Die Erde dröhnte unter den Hufen von 6000 Rossen. Aber rasch genug löste das Getümmel sich wieder. Die Preußen hatten gesiegt, und die fliehenden Franzosen rissen wie ein Sturzbach die nachfolgenden eigenen Regimenter mit sich fort.

Wer war's, der auch hier nach entsetzlichem Blutbad den Sieg gab? Wer war's, der die ermatteten Brandenburger ausharren ließ bis zuletzt? Wer war's, der die Franzosen ihre zweifache Uebermacht nicht, wie sie es gekonnt hätten, ausnützen ließ? Das war der lebendige Gott. Die Preußen sollten siegen, darum siegten sie. Unvergeßlich und unauslöschlich werden aber in deutschen Herzen Namen leuchten wie: von Alvensleben, von Stülpnagel, von Buddenbrock, von Döring, von Bredow, Graf Schmettow, von Auerswald, von Diepenbroick-Grüter,

von Caprivi, von Wedell, von Brixen, von Cranach. Ich kann es mir nicht versagen, hier den Anfang des bekannten Freiligrathschen Gedichts noch anzufügen, weil wohl kaum ein schöneres Kriegslied gesungen ist:

„Sie haben Tod und Verderben gespien,
Wir haben es nicht gelitten;
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien,
Wir haben sie niedergeritten.
Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt,
Kürassiere wir und Ulanen.
Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt,
Wohl wichen sie unsern Hieben;
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.
Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
So lagen sie da auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft.
„Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!"

Forbes sagt von der Schlacht am 16.: „Alvensleben gab Bazaine eine furchtbare Lehre von den Vorzügen der Offensive. Bazaine lieferte einen schweren und hartnäckigen Kampf, in Wahrheit konnte er sich aber niemals so weit frei machen, um energisch aus der Defensive herauszutreten; und alles, was er erreichte, war gerade noch seine Stellungen zu behaupten. Daß er anders hätte handeln müssen, liegt auf der Hand." Bazaine sah ein, daß nun der Marsch nach Verdun nicht ohne weiteres fortgeführt werden könnte. „Der Feind behauptete seine Stellungen, von denen aus er unsere linke Flanke bei jedem Schritt bedrohte, den die Armee auf Verdun gemacht hätte. Wie ließ sich ein Marsch unter solchen taktischen Bedingungen ausführen? Es hieß die Armee einer gewissen Niederlage entgegenführen."

Auf Vionville—Mars la Tour folgte Gravelotte—St. Privat, die Riesenschlacht. Der Abmarsch der Franzosen war um einen Tag aufgehalten worden, ein Gewinn, den die deutsche Heeresleitung alsbald am 17. verwertete, um alle Truppenkörper vorzuschieben, während Bazaine die Seinigen, weil er nicht anders konnte, hinter Gravelotte zurückzog. In einer Stellung von 12 Kilometer Länge, festungsartig, hatte Bazaine am Morgen des 18. August 131 000 Mann vereinigt. Seine Schlachtreihe stand auf einer freien, glacisartigen Terrasse, welche das westliche kahle Vorterrain, über das die Deutschen herankommen

mußten, überragt und vollständig beherrscht. Eine Eigentümlichkeit der Gegend sind die zahlreichen, einzeln liegenden Pachthöfe oder Fermen, alle massiv, jeder eine kleine Festung für sich. Die Dörfer, namentlich St. Privat, waren wie große Festungen, und Schützengräben und Verhaue gingen quer den Abhang entlang, gedeckte Wege verbanden die Dörfer und Fermen.

„Bazaine hatte die Stellung von Gravelotte," sagt Forbes, „sehr geschickt gewählt. An diesem blutigen Tage rechtfertigte das Benehmen seiner Armee vollkommen seine Vorliebe für die Defensive. Man kann sagen, daß die Deutschen auf ihrem rechten Flügel und im Zentrum geschlagen wurden. (?) Wenn Bazaines Lage ihm erlaubt hätte, mit seinem linken Flügel die Offensive zu ergreifen, so wäre das Resultat ganz anders gewesen. (?) Es ist aber eine große Wahrheit, daß der Sieg immer auf seiten des Stärkeren ist."

Bazaine selbst meint: „Das Resultat wäre ganz anders ausgefallen, wenn der Kommandant des 6. Korps (Canrobert) meine Befehle befolgt hätte, nämlich: 1. sich nicht so auszudehnen, wie er es gethan hat, und 2. sich zu befestigen, wie er es nicht gethan hat." Jedenfalls ist überaus hart an jenem Tage gefochten worden, und die Wage hat aufs äußerste geschwankt!

Wie war's am Abend bei Gravelotte auf dem rechten Flügel der Deutschen? Gegen 7 Uhr unternahm Bazaine noch einmal einen Vorstoß, um über die Thalschlucht bei Gravelotte gegen den Wald von Genevaux hinaus zu entkommen. Das hier stehende rheinische Korps hatte 7 Stunden lang mit dem Feinde gerungen, seine Kräfte waren erschöpft. Die Waldungen, sowie die Höhe von Gravelotte wurden mit den Geschossen der französischen Batterien förmlich übersät, in das Feuer geriet auch der König mit seinem Gefolge. Die Schlacht nahm für die Deutschen eine gefährliche Wendung. „Näher und näher rückt das Nachtdunkel," so berichtet ein Augenzeuge aus der Umgebung des Königs. Das Schicksal des Tages hängt daran, daß auch auf diesem Teile des Schlachtfeldes ein entschiedener Erfolg errungen werde. General von Moltke hat mit schmerzvoller Ungeduld die Tagesstunden gezählt, die heute langsamer als je zu verrinnen schienen. Als aber der eben erwähnte böse Unfall seine Berechnungen zu durchkreuzen drohte, ward sein erregtes Hinschauen nach Südosten, woher die Pommern des 2. Armeekorps kommen mußten, immer unruhiger. Endlich im raschesten Vorwärts, aber nicht einen Augenblick zu früh, erschienen

die Pommern, Moltke ihnen sofort entgegen. Wie er bei ihnen anlangt und die Vordersten, das in aller Welt bekannte Gesicht erkennend, seinen Namen weitergeben, zieht er rasch den Degen, ruft kurze Worte in die Reihen und sprengt dann hoch zu Roß weiter voraus den Höhen zu. Eine unbeschreibliche Begeisterung erfüllt die wackeren Truppen. Durch die tiefen Kolonnen hindurch zieht sich ein tausendstimmiges Hurra. „Der Chef des Generalstabes im Handgemenge?" heißt es unter den Offizieren. Man eilt ihm nach, der Sturmschritt der Pommern wird zum Wettlauf, und so drängt alles in unbegreiflich kurzer Zeit von einer Höhe zur anderen; der Tag ist entschieden. Als es den Adjutanten gelang, ihren Chef aus dem Feuer herauszubringen, war der Sturm unter persönlicher Führung des Generals von Fransecky im wesentlichen vollbracht, und gemessenen Schrittes ritt General von Moltke der Stelle zu, wo er seinen königlichen Feldherrn vermuten mußte. „Majestät, der Sieg ist unser, der Feind zieht sich zurück!" Ein kräftiges Hurra der Umstehenden antwortete.

Der Dichter hat diesen Moment der höchsten Siegesfreude in den Versen geschildert:

„An einer Gartenmauer beim Dorfe Rezonville
Sitzt König Wilhelm, es stehen um ihn der Helden viel.
Der Kreis der Generale am lodernden Feuer schweigt,
Es hat in ernstem Sinnen der König sein Haupt geneigt.
Da klingt ein nahender Hufschlag, ein Reiter vom Roß sich schwingt,
Wohl ist's eine wichtige Meldung, die General Moltke bringt.
„Heil meinem König! Es wurde der Feind zurückgedrängt
Und ohne Rettung ist er in Metz jetzt eingeengt!
Es thaten die wackeren Pommern soeben den letzten Schlag,
Und auf der ganzen Linie gewonnen ist der Tag!"
Dem treuen Boten reichte der König stumm die Hand,
Zum Kreise seiner Helden hat er sich hingewandt:
„Ihr höret, edle Herren, des großen Siegs Gewinn,
So send' ich frohe Botschaft nun auch der Königin!"
Und eilend greift Graf Bismarck nun zu Papier und Stift:
„Wenn Majestät befehlen, so setz ich auf die Schrift!"
Nach dem Diktat des Königs zu schreiben er begann —
Und reicht das Blatt dem König zur Unterschrift sodann.
Nur wen'ge, schwere Worte, die stehen auf dem Papier.
Es schließt: „Gott preiset alle für diesen Sieg gleich mir!"
Und balde eilt die Botschaft durchs ganze deutsche Land
Und auf die Siegesworte ist Jubel hell entbrannt,
Und durch die deutschen Gauen klingt es vom Fels zum Meer,
Mit König Wilhelms Worten: „Gott in der Höh' sei Ehr'!"

So sank der Abend auf das Schlachtfeld hernieder. Wie anders, als man sich am Morgen gedacht, hatte der Tag sich gestaltet. Statt des Einsammelns von leichten Erfolgen brachte er einen neuen, ungeahnt schweren Kampf. Der Anblick des von Toten und Verwundeten bedeckten Feldes sprach deutlich genug. Man schätzte die Verluste schon richtig auf 20000 Mann und darüber (899 Offiziere und 19260 Mann). Am anderen Morgen war noch nicht gewiß, ob der Widerstand des Feindes gänzlich gebrochen sei. Von Caulre-Ferme, wohin Prinz Friedrich Karl schon um 5 Uhr geritten war, gab er den Befehl an seine Armee, die Franzosen überall da, wo sie noch außerhalb des Bereichs der Forts stehen sollten, anzugreifen und zurückzuwerfen. Bald zeigte sich jedoch, daß sie in vollem Abzuge begriffen seien. Der Kampf erneuerte sich nicht.

Die Schlacht am 16., sagt Forbes, war eine Warnung gewesen. Bazaine hatte Uneinigkeit unter seinen Generalen, sowie Zuchtlosigkeit und Unentschiedenheit bei seinen Leuten bemerkt.

Die Armee hatte Metz in allgemeiner Verwirrung und ohne genügende Munition und Lebensmittel verlassen. Rezonville hatte die Patronen und Munitionswagen der beiden am meisten engagierten Korps fast ganz erschöpft; auch die übrigen Korps hatten starken Verbrauch gehabt. In Bezug auf die Rationen hatte das Frossard'sche Korps, nach seinem eigenen Bericht, nur noch für einen Tag Biskuits und Reis. Einem Teil der Kavallerie hatte achtundvierzig Stunden Hafer gefehlt.

Canroberts Leute hatten, nach dessen eigenem Geständnis, auch weder Biskuits noch Fleisch, weder Kaffee und Reis noch Salz; es fehlte ihnen, mit einem Wort, an allem. Bazaine hatte den nominellen Oberbefehl erst seit vier Tagen übernommen, und noch tags zuvor waren ihm die Hände durch bestimmte Befehle gebunden. Er kann also nicht als verantwortlich im strengen Sinn des Worts angesehen werden. Dennoch ließ man ihn grausamer Weise alle Folgen der Verantwortlichkeit erdulden.

Die Armee mußte sich zunächst von ihren Anstrengungen erholen und ihre Vorräte ergänzen. Zu diesem Zwecke war ein Rückzug in freier Verbindung mit Metz der einzige Ausweg.

Forbes bemerkt noch zur Schlacht von Gravelotte: „Der Vorwurf, den man Bazaine bezüglich Gravelottes gemacht hat, nach dem Sprichwort: „Mit jedem Knüppel kann man einen Hund schlagen," besteht

darin, daß er seine Reserve, die kaiserliche Garde, nicht zur Unterstützung Canroberts in dessen Stellung auf dem äußersten rechten Flügel schickte. Bazaine gab Canrobert alles, was er an Artilleriereserve zu geben wagte, ferner eine von Bourbaki befehligte Infanteriekolonne; aber er mußte, wenn er nicht alles aufs Spiel setzen wollte, etwas Reserve in seiner Hand behalten. Die Deutschen beschäftigten ihn unausgesetzt in der Front; hätten sie seine Linie auf irgend einem Punkte zwischen der Mosel und Amanvillers durchbrochen, so wäre Canrobert vollständig abgeschnitten worden."

Schon am 19. August gab Moltke die durch die veränderte Lage erforderlichen Befehle. Zunächst sollten die Truppen Ruhe haben und Ersatz für die gehabten Verluste heranziehen, dann aber sollte der Weitermarsch gegen Paris in gleicher Höhe fortgesetzt werden, um den in Chalons sich sammelnden Neuformationen in genügender Stärke entgegentreten zu können. Sechs Armeekorps sollten am linken Moselufer stehen bleiben, um einem etwaigen Versuch der auf Metz zurückgeworfenen Armee, sich in westlicher Richtung durchzuschlagen, sich auf dem am 18. eroberten Höhenrücken widersetzen zu können. Am rechten Ufer der Mosel verblieben nur ein Armeekorps und die Reserve-Division, welche einem überlegenen feindlichen Angriff, wenn nötig, ausweichen sollten. Das 1., 2., 3., 7., 8., 9. und 10. Korps blieben samt der 3. Reserve-Division vor Metz, und Prinz Friedrich Karl übernahm den Oberbefehl, während das Garde- und 12. Korps unter den Befehl des Kronprinzen von Sachsen traten. Der zur Verteidigung bestimmte Höhenrücken vor Metz sollte fortifikatorisch eingerichtet werden, im übrigen konnten Kantonnements rückwärts bis zur Orne bezogen werden. Es begann die Belagerung von Metz, über welche Forbes treffend schreibt: „Einem Augenzeugen, der sich während dieser langen Belagerung auf der Seite der Deutschen befand, ist es gewiß erlaubt, seine Ueberzeugung auszusprechen, daß es für Bazaine unmöglich war, aus Metz herauszukommen. Ein Handstreich war außer Frage. Vom Hügel von Horimont, von dem Observatorium auf dem Berge Saint-Blaise, vom Hügel vor Servigny und vom Plateau von Saint-Germain blickte ich in das verschanzte Lager Bazaines von solcher Höhe, daß keine einzige Kompagnie hätte zusammentreten können, ohne daß ich sie bemerkte. Auf diesen und vielen andern Punkten standen fortwährend Schildwachen auf der Lauer. Die deutschen Posten waren so nahe herangerückt, daß sie gewissermaßen das Herzklopfen der Armee

Bazaines hören konnten. Beim geringsten Alarm, bei dem mindesten Anzeichen einer Gefahr hatte sich die zweite Einschließungslinie sofort mit der ersten zu vereinigen und in deren unbezwingliche Stellung überzutreten, damit so neue Verstärkungen von allen Seiten herbeieilen konnten. — Befestigungswerke, Laufgräben, Batterien, deren Schußlinien den kleinsten freien Raum unter Kreuzfeuer nahmen, durch Verhaue geschützte Deckungen und auf allen dominierenden Stellen Schanzen mit Belagerungsgeschützen, — dazu die große numerische Ueberlegenheit, das methodische Vorgehen der Deutschen und der bessere Geist in der Truppe — die natürliche Folge der beiderseitigen Lage —, alles dies hob den einzigen Vorteil, welchen den Franzosen der Besitz der inneren Befestigungslinie bot, vollkommen auf."

Ueber die spätere Uebergabe von Metz sagt Forbes: „Schon am 15. September hielt man es für nötig, die Brotrationen für die Armee zu vermindern. Am 15. erklärte General Coffinières, Gouverneur von Metz, daß 25 000 kranke Soldaten ohne Arznei und Linderungsmittel aller Art seien. Zehn Tage vorher schon meldete der Generalarzt der Armee das furchtbare Umsichgreifen des Typhus und den Tod unzähliger Verwundeter an Brand und Blutvergiftung. Der Typhus war so heftig, daß er die Chirurgen gewissermaßen niedermähte, auch Skorbut war fast allgemein, Dysenterie hatte solche Dimensionen angenommen, daß die Hospitäler — und ganz Metz war ein Hospital — nicht ein Zehntel der Kranken aufnehmen konnten. Er (der Generalarzt) hatte bewiesen, daß die Schwerkranken keine andere Nahrung hatten, als ungesalzenes Pferdefleisch und ein bischen schlechtes Brot. Persönlich kann ich bekräftigen, daß ich Gefangene und Deserteure der belagerten Armee gesehen habe, die von Skorbut und Hautkrankheiten zerfressen — eine Folge von Blutarmut — und gierig wie hungrige Wölfe, nicht wie Menschen, waren. Die Armee, welche nach der Uebergabe vorbeizog, um sich in ihre Kantonnements zu begeben, bot das trübselige Schauspiel abgezehrter, anämischer (blutloser) und mit Blatternarben bedeckter Menschen. Die Unglücklichen starben wie die Fliegen, während sie in ihren offenen Lagern unter kaltem Regen warteten, bis die Gefangenenzüge bereit waren, sie fortzuführen; auch während der Fahrt war die Sterblichkeit beträchtlich."

Der Schreiber dieses hat als Landwehroffizier 2 Bataillone Kriegsgefangener der Armee von Metz zu führen gehabt. Er kann diese Schilderung bestätigen. Forbes sagt weiter: „Metz hielt sich,

ehe es kapitulierte, bis zum äußersten und litt dabei grausamer als jede andere, während des deutsch-französischen Krieges belagerte Festung. Keine belagerte Armee hat in diesem Jahrhundert, von Saragossa bis Plewna, ebenso lange härtere Leiden erduldet. Ich behaupte nicht, daß Bazaine, als er sich am Tage der Uebergabe bei Corny ergab, ebenso mager war wie der Stathouder (Statthalter), der Antwerpen dem Herzog von Parma übergab. Aber Osman-Pascha befand sich nach seinem Widerstand auch nicht in schlechter Gesundheit und Jules Favre war nicht magerer als gewöhnlich, als er nach Versailles kam, um wegen der Uebergabe von Paris zu unterhandeln."

Ueber die politischen Motive Bazaines bei seinem Verhalten urteilt Forbes: „Bazaines hatte nur eine Hoffnung: Frankreich dadurch den Frieden zu geben, daß er die Regierung, deren vereidigter Diener er war, aufrecht erhielt. Die Deutschen weigerten sich mit den Barrikadenhelden, die sich in Erwartung der Volksabstimmung die Gewalt angeeignet hatten, zu unterhandeln. Man weiß, weshalb Ney erschossen wurde; Bazaine wurde zum Tode verurteilt, weil er das Gegenteil that. Ney kam Napoleon voreilig entgegen; Bazaine wollte Napoleon, als er gewaltsam gestürzt war, nicht voreilig preisgeben. Es war eine Zeit, in der selbst Männer, die einen schärferen Verstand besaßen als der ehrliche alte Soldat, in Verlegenheit kamen. Wir können den Regnierschen Zwischenfall bei Seite lassen. Regnier war ein Werkzeug Bismarcks; er wurde von der Kaiserin Lügen gestraft und konnte Bazaine nicht kompromittieren."

Wenden wir uns nun der Vorgeschichte von Sedan zu. Die Folge der Niederlage bei Wörth war eine wilde Flucht, eine wahre Auflösung des 1. Korps. „Marschall Mac Mahon hatte den Kopf verloren," sagt Hérisson, „er befindet sich inmitten dieser Verwirrung, ohne einen Augenblick daran zu denken, ein wenig Ordnung zu schaffen, ohne ein einzigesmal sich als Befehlshaber zu zeigen. Die beiden sich selbst überlassenen Korps de Failly und Douay kennen die Niederlage und ziehen sich zurück, ohne zu wissen wohin." Vor der Untersuchungskommission drückte sich dann Mac Mahon über den Marsch der reorganisierten Armee von Chalons auf Metz zum Ersatz Bazaines folgendermaßen aus: „Ich marschierte am 23. ab. Der Befehl lautete dahin, daß die Bewegung mit möglichster Schnelligkeit ausgeführt werden sollte. Aber man muß eins berücksichtigen: wir waren schlecht organisiert. Die Intendanten, die den verschiedenen Armeekorps an-

gehörten, waren erst tags zuvor eingetroffen, und die Verteilung der Lebensmittel geschah trotz bestimmter Befehle und trotz sorgfältiger Ueberwachung sehr mangelhaft. Beim Abmarsch von Chalons glaubten wir, daß unsere Leute für 4 Tage Lebensmittel mitnahmen.

Ich hatte den Befehl gegeben, sich davon zu überzeugen, und hatte mich selbst davon bei zwei Armeekorps überzeugt. Ich glaubte, daß die übrigen in derselben Lage wären.

Wir begannen unsern Marsch. Die Straße über Verdun war die kürzere, aber der Kronprinz von Sachsen hielt sie mit ca. 160 000 (??) Mann besetzt.

Ich mußte deshalb zum Zweck der Vereinigung mit Bazaine etwas mehr nach Norden marschieren.

Schon am Abend des ersten Tages kamen zwei Korpskommandanten, die Generäle Ducrot und Lebrun ins Hauptquartier nach Attigny, um mir mitzuteilen, was ich durchaus nicht erwartete, nämlich, daß ihre Leute durch Versehen der Intendanten keinen Proviant mehr hatten. Ich war noch nahe der Eisenbahn. Ich wußte sehr wohl, wie ärgerlich es war, in unserer Lage Zeit zu verlieren; doch da die Ebenen von Chalons nicht sehr reich an Korn sind, so mußte ich mich nach links wenden und nach Réthel marschieren. Dazu brauchte ich ungefähr 24 Stunden. Ich ergänzte meine Vorräte und setzte meinen Marsch in der Richtung auf Stenay fort. Ich hielt dies für näher.

Das Korps des Kronprinzen von Sachsen rechts lassend, kam ich am 27. nach Chêne-Populeux. Hier erfuhr ich, daß das Korps rechts von mir von preußischen Truppen angegriffen worden war; ebenso das Korps in Buzancy. Hieraus schloß ich auf die Nähe des Kronprinzen von Preußen (er war in der Richtung auf Vonziers gemeldet worden) und daß andererseits der Kronprinz von Sachsen ungefähr auf gleicher Höhe mit uns in der Richtung von Buzancy war. Unter diesen Umständen hielt ich den Rückzug für geboten. Ich wußte übrigens von den Einwohnern, unter anderen von Herrn von Montagnac, Maire von Sedan, daß zwei Tage zuvor Marschall Bazaine noch nicht aus Metz heraus war, er konnte also noch nicht in Montmédy sein. Darum befahl ich auf Mézières zurückzugehen. Einige Abteilungen Train und Artillerie kamen sogar bis Mézières." Dazu bemerkt Hérisson: „Am 27. kam Marschall Mac Mahon nach Chêne-Populeux, Richtung von Stenay (6—7 Stunden Marsches davon), aber nicht nach diesem Orte selbst, wie die Depesche aus Diedenhofen vom 29. angiebt.

Am nächsten Tage befahl der Marschall den Rückzug auf Mézières. Wäre die Bewegung des Marschalls Mac Mahon auf Stenay und Montmédy fortgesetzt worden, so konnte man sich nach Bazaines Demonstration vom 26., die den Feind getäuscht hatte, voraussichtlich so weit nähern, daß der Kanonendonner dort gehört wurde. Durch einen kräftigen Vorstoß von hier aus bis auf das Plateau des linken Ufers war am 28. oder 29. die Vereinigung beider Armeen möglich."

Mac Mahon sagt weiter: „In Chêne-Populeux hatte ich am Abend den Befehl gegeben, die Bagagen aller Korps nach Mézières zu senden. Diese setzten sich in Marsch, zumal ich sie schon am vorigen Tage, weil ich wußte, daß der Feind sich bei Vougiers und Buzancy befand, auf dem linken Ufer des Kanals, der bei Chêne-Populeux vorbeifließt, zurückgehalten hatte. Als ich nun am folgenden Tage (auf zwei Depeschen des Kriegsministers hin) Befehl gab, auf Stenay vorzurücken, entstand durch diese Aenderung unserer Marschrichtung auf der Straße eine Verwirrung, welche die ganze Bewegung verlangsamte.

Infolge meines Befehls, nach Stenay aufzubrechen, marschierten wir in dieser Richtung; doch war ich noch bei Chêne-Populeux, als mir ein von dort kommender Herr mitteilte, daß ein Heer von 150 000 Preußen Stenay besetzt und die Brücke abgebrochen hätte.

Da ich keinen Brückentrain zu meiner Verfügung hatte, konnte ich die Maas nicht an dem geeignetsten Punkte überschreiten, sondern mußte mich noch mehr nach links wenden und weiter stromabwärts bei Mouzon und Remilly übersetzen.

Ich gab den Korps Befehl, nach Mouzon abzuschwenken. Unterwegs hatten wir einen neuen Unfall, und obwohl die Straßen nicht gerade schlecht waren, verloren wir doch wieder Zeit.

Kurz, es steht fest, daß ich auf diesem Vormarsch zwei Tage verlor, den ersten durch meine Rückkehr nach Réthel, den anderen einerseits durch die Rückzugsbewegung von Chêne-Populeux nach Mézières und andererseits durch die Veränderung meiner Marschrichtung, die ich vornehmen mußte, um von Stenay nach Mouzon abzuschwenken."

So der Zickzackmarsch Mac Mahons. Wie anders ging es auf deutscher Seite her! Der IV. oder Maas-Armee war die Aufgabe zugefallen, bis auf weiteres als rechter Flügel der III. Armee zu operieren. An die Spitze beider letzten Armeen stellte sich König Wilhelm. Die III. Armee sollte der Maas-Armee stets um einen Tagesmarsch voraus sein. Im Falle eines Zusammenstoßes mit dem

feindlichen Heere sollte dieses durch die Maas-Armee beschäftigt und von der III. Armee in der rechten Flanke angegriffen werden, um den Gegner wenn möglich gegen die belgische Grenze zurückzuwerfen und von Paris abzudrängen.

Am 24. August fand in Ligny, im Hauptquartier der III. Armee, ein Besuch des Kronprinzen durch seinen königlichen Vater und Moltke statt. Die vorausschwärmenden Reiterscharen hatten gerade die Meldung gebracht, daß Mac Mahon mit seinem Heer das Lager von Chalons verlassen habe. Die Spuren der entflohenen Armee wiesen nach Rheims. Es fand infolge dieser Nachricht in Ligny eine gemeinsame Beratung über die nun wiederum veränderte Kriegslage statt, in welcher beschlossen wurde, dennoch den Marsch auf Chalons fortzusetzen. Welchen Gedanken aber am folgenden Tage schon Moltkes Geist erfaßte und von wie gewaltiger Tragweite dieser war, das beschreibt H. Müller-Behm in seinem trefflichen Lebensbild: „Graf Moltke“ nach v. Fircks (Berlin, P. Kittel) folgendermaßen:

„Das Entweichen Mac Mahons aus seiner festen Stellung im Lager von Chalons beschäftigte unseren Strategen unaufhörlich. Wieder in Bar le Duc angekommen, erging sich Moltke am Nachmittage des 25. August auf den alten Wällen der ehedem befestigten Stadt. Dort durchdachte er die augenblickliche Kriegslage und erwog, welcherlei Entschlüsse Marschall Mac Mahon wohl gefaßt haben konnte. Da trat zum erstenmal der Gedanke an den deutschen Feldherrn heran, der Gegner könne möglicherweise den Versuch unternehmen, zwischen den gegen Chalons vorrückenden deutschen Armeen und der belgischen Grenze hindurch zum Entsatze der in Metz eingeschlossenen Rheinarmee in nördlicher Richtung abzumarschieren. So gewagt ein solches Unternehmen erschien — unmöglich war es nicht. Dieser Gedanke bringt den sonst so ruhigen Strategen in förmliche Erregung. Seine Schritte werden schneller und richten sich nach seinem Quartiere zu. Dort angekommen, erwägt er die Ausführbarkeit eines derartigen Vormarsches des französischen Heeres und die von deutscher Seite dagegen zu treffenden Anordnungen. Die Frage, einmal angeregt, fesselte ihn mehr und mehr; er erkennt, daß die deutschen Heere sich zwar dem feindlichen Vormarsch noch rechtzeitig würden vorlegen können, daß aber bei etwas oberflächlicher Erwägung der Verhältnisse eine in vorgedachter Art geplante Verwendung der Armee von Chalons mancherlei Bestechendes haben und ausführbar erscheinen könne. Endlich habe er die Frage

der Ausführbarkeit sehr gründlich geprüft und die beiderseitigen Bewegungen aller einzelnen Korps auf der Karte eingehend studiert und, wie er überhaupt zur Klärung verwickelter strategischer Verhältnisse zu thun liebte, sofort eingezeichnet, wobei sich schließlich herausstellte, daß die feindlichen Marschkolonnen spätestens am rechten Maasufer würden zum Stehen gebracht und von der IV. Armee in der Front, von der III. Armee in der rechten Flanke mit überlegenen Kräften angegriffen werden können. Im Laufe des Abends, während man Whist spielte, treffen Meldungen ein, welche den Weitermarsch des französischen Heeres in östlicher Richtung, also offenbar nach Metz hin, berichteten. Die ersten Nachrichten lauten noch ziemlich unbestimmt und werden vom Generalstabschef mit Hilfe der im Nebenzimmer ausgebreiteten Karten, auf denen in der üblichen Weise die Truppenstellungen mit Nadeln bezeichnet sind, ihrem Inhalte nach festgelegt. Endlich kann indessen über die Thatsache des Abmarsches des französischen Heeres in der Richtung auf Metz kein Zweifel mehr bestehen. Eine abgefangene Pariser Zeitung und ein über London ins Hauptquartier gelangtes Telegramm bringen die sichere Bestätigung der bisherigen Vermutungen. Unverzüglich begiebt sich Moltke deshalb in Begleitung des Generalquartiermeisters von Podbielski zum Könige und bittet um die Genehmigung, den Marsch nach Paris vorläufig aufgeben und die III. und IV. Armee nach Ausführung einer Rechtsschwenkung in nördlicher Richtung vorrücken lassen zu dürfen. Die hierzu erforderlichen Befehle werden noch im Laufe der Nacht an die Maas-Armee und die beiden bayerischen Armeekorps erlassen.

Am folgenden Tage ward nach Beratung mit dem in Bar le Duc eingetroffenen Kronprinzen von Preußen und General von Blumenthal beschlossen, daß auch die übrigen Korps der III. Armee den Vormarsch auf Rheims einstellen und nach Norden abrücken sollten."

„Noch in der Nacht vom 25. auf den 26. ergingen die Befehle, welche durch die Oberstleutnants Bronsart von Schellendorf und von Verdy nach Revigny und Fleury an die beiden Kronprinzen überbracht wurden, daß, da alle eingegangenen Nachrichten darin übereinstimmten, daß der Feind Chalons geräumt und auf Rheims abmarschiert sei, die Armeeabteilung des Kronprinzen von Sachsen und die III. Armee dieser Bewegung durch Fortsetzung des Vormarsches in nordwestlicher Richtung folgen sollen. Es war kein leichtes Unternehmen, dieser Rechtsabmarsch mit zwei großen Armeen — nur durch

die größte Anspannung aller Kräfte konnte man hoffen, rechtzeitig Mac Mahon zu fassen und vor einem Vorstoß gegen Metz unschädlich zu machen. Allen Truppen mußte das Höchstmaß der Marschleitung zugemutet werden, wobei zugleich die Verpflegung, welche bisher lediglich auf den direkten Vormarsch gegen Paris berechnet war, auf fast unüberwindliche Hindernisse stieß.

In einem hochinteressanten Aufsatz des bekannten Schlachtenerzählers K. Bleibtreu in Nr. 240, 241 und 243 der Frankfurter Zeitung von diesem Jahr, „über die Ursachen der Katastrophe von Sedan“ heißt es, etwas abweichend von dieser Darstellung:

„Am 24. besprachen sich Moltke und Blumenthal in der Nähe von Bar le Duc; letzterer ging schon am 23. weiter westlich vor, mit der Rechten über das geräumte Chalons auf Rheims. Mac Mahons rechter Flügel kam heute nur nach Vouziers und Attigny, zwei Tagemärsche von den Deutschen, die er allerdings auf ungünstiges Gelände lockte. Mit der Verpflegung im Agonnen-Landstrich haperte es sehr und man mußte sich auf schlechten Querwegen rechts schieben, was auch bezüglich der westwärts gerichteten Bewegung keine Kleinigkeit war. Da sich deutscherseits nun der Verdacht bestärkte, daß Mac Mahon ein so gewagtes Abenteuer unternehmen wolle, so wurde am 26. eine mäßige Rechtsschiebung und am 27. ein Ruhetag vorgesehen. Doch entwarf Moltke schon eine Verteidigungs-Disposition für den 28. bei Damvillers, wo er die zwei bayerischen Korps und zwei Korps der Metzer Armee mit der Maas-Armee vereinen wollte. Lieferte man dort Mac Mahon eine Schlacht, so lief man Gefahr, falls Bazaine die weit geringere Umschließungsarmee durchbrach, von Letzterem in der Flanke gefaßt zu werden. Und zwar in beiden Fällen, ob nun die Schlacht unentschieden blieb oder gewonnen wurde, da selbst eine gewonnene Schlacht nach bisherigen Erfahrungen einen größeren deutschen Verlust bedingte. (Selbst der Ueberfall von Beaumont machte hierbei keine Ausnahme, sondern einzig die Schlacht von Vionville, wo aber z. B. der Verlust des X. Korps den des gegenüberstehenden Korps Ladmirault ums Doppelte überstieg.) Gewann hingegen Mac Mahon die Schlacht, so trat derjenige Zustand ein, den wir früher feststellten für den Fall, daß Mac Mahon schon am 19. aufgebrochen wäre, jedoch mit dem Unterschied, daß jetzt wenigstens der rechte Flügel der III. Armee nahe genug stand und also weniger Kräfte der Belagerungsarmee abgezogen wurden.

Dies allein war der logische Verlauf der Dinge, nach dem man theoretisch die gesamte Metz-Sedan-Operation betreffs Belagerung und Entsatz theoretisch zu beurteilen hat. Diese Lage, nur durch große Uebermacht überhaupt ermöglicht, verurteilt aber entschieden das Einschließen Bazaines und die Trennung der Deutschen auf äußeren Linien. Selbstverständlich muß zugestanden werden, daß die deutsche Heeresleitung mit angespannter Thätigkeit und Sorgfalt das Möglichste that, um sich in solcher Lage zu behaupten. Die Besorgnisse im großen Hauptquartier sprechen aber deutlich für die Gefahr, der man entgegensah. Daß schließlich ein glücklicher Erfolg eintrat, hat zwei ursächliche Wurzeln: Das Abbiegen Mac Mahons auf Rethel am 24. und das selbständige Weitervorgehen Blumenthals am 25. in die Linie, welche Moltke erst für den 26. vorgeschrieben hatte. (21. August, vormittags 11 Uhr, Anlage 33 des G.-St.-W.) Denn wären beide Heere, die schon am 22. auf gleicher Höhe standen, erst am 26. mit ihren respektiven Flügeln bei St. Menehould eingetroffen und zwar nur deren „Avantgarden", wie die Direktive wünscht, so stand Mac Mahon, wenn er von Rheims am 23. direkt östlich bis Vouziers vorrückte und von da, ohne sich aufzuhalten, am 24. Abends bis Stenay, am 25. schon jenseits Montmédy und am 27. in der Nähe von Metz nördlich. Das heißt, die III. Armee war noch gar nicht in der Lage, der Maas-Armee zu helfen, geschweige denn auf die Flanke Mac Mahons zu wirken, die Maas-Armee war umgangen und hiermit bei einigermaßen energischem Handeln der Belagerungsring gesprengt. Jedenfalls mußte die Cernierung Bazaines im Norden und Westen aufgegeben werden. Und noch ferner: Ging Mac Mahon wieder zurück, so hätte die III. Armee ihn nicht rechtzeitig überflügeln können, wenn sie nicht am 25. schon so viel weiter vorgerückt wäre. Die entscheidende Handlung der Gesamtoperation stammt also ausschließlich von Blumenthal her, es ist dies aber bisher nie gebührend hevorgehoben worden. Doch wendete auch Kronprinz Albert am Mittag des 26. schon auf eigene Hand die Maas-Armee allmählich gegen Norden, d. h. er ordnete diese wichtige Maßregel schon morgens 8 Uhr an, während Moltke bis Mittag mit Ausgabe der Direktive warten wollte. (?) Am 26. mittags stand der rechte Flügel der III. Armee schon dicht massiert und der linke konnte auf Rheims ausholen, das die 6. Kavallerie-Division von 5000 Mann Vinoys besetzt fand, die am vorigen Tage auf der Eisenbahn von Paris eintrafen.

Zweifellos konnte man deutscherseits nicht wissen, ob dies eine Nachhut Mac Mahons oder die Vorhut eines neu anrückenden Nachschubs sei, und dies konnte wohl stutzen machen. Aber unbeirrt setzte die III. Armee ihren Marsch nordwärts mit dem rechten Flügel fort, auf die Gefahr hin, mindestens vier Tagemärsche Umweg auf dem geraden Vormarsch nach Paris zu verlieren, wenn Mac Mahon entwischte. Die Tragweite dieses hochherzigen Entschlusses, den Triumph eines raschen Erscheinens vor Paris willig dem Ganzen zu opfern, beruht in der Erkenntnis des Concentrationsprinzips um jeden Preis und beweist zugleich, wie peinlich man die Trennung auf äußeren Linien empfand.

Auf französischer Seite fiel am 26. das schlechte Verhalten der Brigade Bordas vom Korps Douay schwer ins Gewicht, die bei Grandpré vor ein paar Schwadronen den Rückzug antrat und bis in die höchsten Instanzen hinauf den Glauben erweckte, die Deutschen gingen bereits mit einer ganzen Armee zum Angriff vor. Douay berichtete, daß er stündlich einen allgemeinen Angriff erwarte und ließ seine Truppen die Nacht hindurch unter strömendem Regen in einer Verteidigungsstellung am rechten Aisneufer stehen. Mac Mahon aber lenkte am 27. die ganze Armee auf Vouziers zurück, zur Aufnahme Douays, nur um eiligst Gegenbefehle zu erlassen und nordwestlich umzukehren. Dieser ganze Tag ging ihm also verloren, wo jede Stunde kostbar war, und hat dies unstreitig die schon peinliche Lage verschlimmert. Wäre seine Hauptmasse am 27. nach Beaumont gelangt, wo schon die Kavallerie Margueritte plänkelte, oder gar bis Mouzon, was recht wohl möglich war, so befand sich die rechte Flanke der Maas-Armee immer noch an äußerst gefährdeten Punkten.

Aber es sollte nicht sein. Mac Mahon verfehlte seinen Zweck. So war nun für die entscheidende Katastrophe alles vorbereitet. Und bei Sedan übte Gott dann über das Napoleonische Kaisertum das entscheidende Gericht. Dem deutschen Volke, das Jahrhunderte lang von den Franzosen Unbill erlitten, wurde damit eine Genugthuung verschafft, wie sie die Weltgeschichte selten aufweist. „Der Kaiser, der Kaiser gefangen“ — und gefangen allein durch Deutsche als Gottes Gerichtsvollstrecker — das klang wie die wundersamste Vergeltung für alles, was die Franzosen, und vor allen die Napoleons, jemals am Vaterlande gesündigt hatten.

Tapfer haben sich die Franzosen gewehrt. Noch in den Nachmittagsstunden erfolgten zwei Vorstöße der Verzweiflung: der große Kavalleriesturm auf der Nordfront und der letzte Angriff auf Bazailles, um den Weg nach Karignan zu eröffnen. Aber auch dieser letzte Durchbruchversuch, zu dem General v. Wimpffen nur noch kaum 6000 Mann vereinigen konnte, führte wohl zu neuen erbitterten Kämpfen, zerschellte aber an dem Widerstand der Bayern und der Maas-Armee. Der Dichter singt:

Das war im Jahre siebzig ein heißer, blut'ger Tag,
Der erste des September, da ward von Hufesschlag
Zerstampfet das Gefilde, es knattert Schuß auf Schuß,
Es grollten dumpf dazwischen Kanonen ihren Gruß.
Aufs neue stets geschlagen und stets zurückgedrängt,
Ist jetzt das Heer des Kaisers bei Sedan eingeengt.
Noch hat hier hart zu kämpfen der Bayern erstes Korps,
Es gilt dem Feind zu schließen das letzte offne Thor.
Dort in dem Dorfe Bazailles wird Festung jedes Haus,
Da sehet ihr entfesselt des Krieges ganzen Graus.
Sechs volle Stunden tobte der wilde Straßenkampf,
Die tapferen Bayern stürmten durch Feuer und durch Dampf.
Man wehrte sich da grimmig — ein rauchender Trümmerhauf',
Erfüllt mit blut'gen Leichen, nimmt die Erobrer auf. Vorl

Da siehe, welch neues, gewaltiges Schauspiel!
Lange gezogener Reiterfanfaren
Freudiger Ruf erklinget von fern.
Und herab dort vom Hügel und aufwärts den zweiten,
Wo halten die unsern — welch rasend Beginnen! —
Jagen, den Rückzug der Ihren zu retten,
Französische Reitergeschwader heran!
Hei, ragende Lanzen und bunte Husaren
Und Jäger zu Pferd, wohl fünf Regimenter.
Kaum seh ich die Preußen im Pulverdampf.
Doch horch! Welche Stille! Auf wenige Schritte noch
Lassen sie rasen die Reiter heran:
Da Salve nach Salve! Salve nach Salve!
Und niedergeschmettert wie Aehren vom Hagel
Stürzen sie nieder, die Reiter, die Rosse
In Scharen, in Reihen, dicht, wie sie geritten.
Und abwärts den Hügel, zurück mit Entsetzen
Jagt, was sich gerettet von fünf Regimentern!
Und nun unaufhaltsam wogt das Gewirr
Von Geschützen und Fußvolk, dazwischen die Reiter,
Den rettenden Thoren der Festung zu!
Nicht lange mehr rettend! Denn schon aus den Dächern

Bricht flackernder Brand und in den Straßen
Des Städtleins staut sich chaotisch Gedräng';
Und die deutschen Granaten schlagen hinein. — Dahn.

Da erschien in Sedan die weiße Fahne. Napoleon, von der Unmöglichkeit ferneren Widerstandes überzeugt, schrieb, wie bekannt, an König Wilhelm: „Da es mir nicht gelungen ist, den Tod an der Spitze meiner Truppen zu finden, so bleibt mir nichts mehr übrig, als meinen Degen in die Hände Eurer Majestät zu legen." Erst jetzt erfuhr man, daß der Kaiser Napoleon mit gefangen sei, und unendlicher Jubel brauste zum Himmel empor.

Der zweite des September, das war ein schöner Tag,
Wie hell im Sonnenglanze da das Gelände lag!
Wie schimmert dort im Thale die Maas im Silberglanz!
Wie heben sich die Nebel vom waldigen Bergeskranz!
Da muß zu Grabe gehen das zweite Kaiserreich!
Seht hier in seinem Wagen den Mann verstört und bleich,
Die Wangen eingesunken, erloschen, starr der Blick —
Vom Gipfel in den Abgrund, das ist ein hart Geschick!
Da tritt, den Kaiser grüßend, zum Wagenschlag heran
Der eiserne Kanzler Bismarck — wie stattlich steht der Mann.
„Wohl schwerlich ernst zu nehmen," sprach einst Napoleon,
„Sei dieser Herr von Bismarck;" er sagt's mit bitterm Hohn.
Wie bitter jetzt der Kaiser wohl diesen Hohn ermaß,
Da er als Kriegsgefangner hier vor dem Kanzler saß!
Es steht ein kleines Häuschen vorm Dorfe Donchery,
Wie arm es sei und schmucklos, davor doch halten sie.
Hier weilen eine Stunde der Kaiser und der Graf;
Des Kaiserreiches Schicksal ihr ernster Rat betraf.
Dann leitete den Kaiser der Kanzler hoch zu Roß
Nach Bellevue hinüber — so heißt ein kleines Schloß.
Das Schlößchen ist dem Kaiser bestimmt als Aufenthalt;
Dort trifft auch ein der König von Preußen alsobald.
Es spricht der König milde: „Es ist mir wahrlich leid,
Daß also wiedersehen wir uns nach langer Zeit!" —
Es stehet tief ergriffen der König und bewegt —
Wir ahnen, was sich mächtig in seiner Seele regt.
In Tilsit stand die Mutter vor dieses Kaisers Ohm,
Der hatte für die Thränen der Hehren kalten Hohn!
Erfüllte sich jetzt herrlich der Mutter Ahnen nicht?
Wohl ward die Weltgeschichte auch hier zum Weltgericht! Vork.

Was donnern die Kanonen? Was kündet der Glocken Mund?
Den Deutschen in allen Zonen Wird freudige Märe kund.
Es ward eine Schlacht geschlagen Bei Sedan auf dem Feld,

Davon wird man singen und sagen Bis an das Ende der Welt!
Da schlug seine Schicksalsstunde Dem dritten Napoleon,
Da blutet aus schwerer Wunde Der Marschall Mac Mahon.
Drum donnern die Kanonen, Drum dröhnt der Glockenmund;
Den Deutschen in allen Zonen Wird freudige Märe kund.
Es donnere jubeltönig Hinaus über Land und Meer:
Heil Deutschlands Heldenkönig! Heil Deutschlands Heldenheer! Bodenstedt.

Von neuem indes verblendete sich nach Sedan das Franzosenvolk unter Gottes Zulassung. Die wild erregte Bevölkerung der Hauptstadt stürzte den Thron der Napoleons zu Boden, errichten eine Republik und verwarf, in dieser Staatsform sich unwiderstehlich dünkend, jedes billige Abkommen mit den Siegern. Manches haben die Franzosen nun fertig gebracht. Aber Gott wollte, daß die Deutschen siegten, darum haben sie auch in diesem zweiten Teil des Feldzuges, gegen das republikanische Frankreich, gesiegt. Ganz Frankreich begann mit einem, wenn auch blind leidenschaftlichen, so doch hoch patriotischem Eifer zu rüsten, und vor Paris, das die Deutschen seit dem 19. September von allen Seiten eingeschlossen hielten, war es mehr als einmal überaus kritisch. Ein vornehmer Russe, mit dem ich im Harmonikazug eine kurze Zeit zusammenfuhr, sagte mir, daß er von dem russischen General, der bei der Person König Wilhelms I war, gehört habe, daß viermal die Rosse vor dem Wagen des Königs angeschirrt gestanden hätten, weil man geglaubt habe, die Belagerung aufheben zu müssen. Aehnliches deutet Roon in seinen Briefen an. Gott war's, welcher damals den deutschen Heerführern die weiseste Verteilung und Ausnutzung der vorhandenen Streitkräfte eingab, mit deren Hilfe es gelang, einerseits Paris umzingelt zu halten und andererseits den Vormarsch der Entsatzheere mit ihren gewaltigen Heeresmassen rechtzeitig zu hemmen. Anfang Oktober war es dem wackeren General von der Tann mit seinem II. bayrischen Korps und der 22. Division noch verhältnismäßig leicht gelungen, die ersten Bildungen der französischen Loire-Armee bei Artenay zu zertrümmern, am 11. konnte er seinen Einzug in die Stadt der Jungfrau von Orleans halten, und auch General von Werder, der nach der Uebergabe von Straßburg mit dem XIV. Korps zur Unterwerfung des südlichen Elsaß ausgezogen war, drang, allerdings bereits überall auf heftigen Widerstand stoßend, Ende des Monats bis Dijon vor. Indessen der rücksichtslosen Energie und fieberhaften Thätigkeit Gambettas gelang es überraschend schnell, die Loire-Armee zu organisieren, und auf 90000 Mann mit 200 Geschützen

zu bringen, die er unter General d'Aurelle de Paladines Ende Oktober vorzuschieben begann, um wo möglich zunächst von der Tann, der noch immer Orleans besetzt hielt, eine gründliche Schlappe beizubringen. Darin hatte er sich nun allerdings getäuscht. Der erfahrene bayrische General entzog sich noch rechtzeitig der drohenden Gefahr, räumte Orleans und stellte sich in offener Feldschlacht dem Feinde bei Coulmiers entgegen. Aber die Uebermacht war allzu gewaltig, nach hartem Ringen mußte von der Tann am 7. November auf Artenay zurückgehen.

Wie ernst König Wilhelm infolge dieser Vorgänge noch kurz vor dem Siege von Beaune la Rolande die Sache ansah, geht aus folgendem hervor: Da der König die Kriegslage überhaupt sehr ernst auffaßte und sich der Bedeutung der französischen Volkserhebung und der großen Neuformationen von vornherein voll bewußt war, so faßte er, um sich über die Situation der beiden an der Loire operierenden Armeen volle Gewißheit zu verschaffen, aus sich heraus den Entschluß, seinen Flügeladjutanten, den damaligen Major Grafen Waldersee direkt zum Prinzen Friedrich Karl zu entsenden. Von hohem Interesse für die Beurteilung des Königs ist die mündliche Anweisung, mit der derselbe den Grafen am 24. November entließ: „Wir stehen vor einem entscheidenden Moment des Krieges. Die französische Armee an der Loire habe sich allmählich mehr und mehr verstärkt und besser organisiert. Ich habe das ja kommen sehen und den Herren oft genug gesagt; allein sie wissen ja alles immer besser als ich und behaupten, der eigentliche Krieg sei zu Ende. General von der Tanns Aufstellung in und um Orleans entsprach nicht meinen Auffassungen, seine Stellung war zu gefährdet, und er mußte mit Verlusten zurückgehen. Es ist die 22. Division hingesandt worden, ich habe die 17. Division nachgeschickt, und schon ist es klar, daß der Großherzog mit allen diesen Truppen dem Feinde nicht gewachsen ist. Sehr zur Zeit ist Metz gefallen, und es ist nun ja auch gelungen, die zweite Armee heranzuziehen. Sie ist aber sehr schwach und zählt nicht mehr als 40000 Gewehre, der Feind wird auf 150000 bis 200000 Mann geschätzt. Ich weiß sehr wohl, daß meine Truppen besser sind, als die französischen, täusche mich darüber aber nicht, daß wir vor einer Krisis stehen. Wird der Prinz Friedrich Karl geschlagen, so müssen wir die Cernierung von Paris aufgeben.

Ich habe dem Prinzen den Ernst der Lage in diesem Briefe, den Sie ihm überbringen werden, vorgestellt, wiederholen Sie ihm dabei,

daß ich das vollste Vertrauen in seine Führung und Kriegserfahrung habe. Machen Sie sich auf den Weg, denn es wird bald Gefechte geben. Sie werden mir täglich berichten und beim Prinzen bleiben, bis ich Sie abrufe."

Die Gefahr der Situation ist hier in vollem Maße gewürdigt. Die Wahl, welche der König getroffen, hat sich als eine glückliche gezeigt. Graf Waldersee hat seinen wichtigen Auftrag mit großem Geschick und Takt erfüllt und Prinz Friedrich Karl erbat sich sogar von seinem Oheim die Gunst, den Grafen bei seinem Stabe behalten zu dürfen, was der König genehmigte.

Mit dem Fall von Metz änderte sich indes die Situation zu Gunsten der Deutschen. Just zur rechten Zeit kapitulierte die gewaltige Feste. Es fehlte jetzt nicht mehr an Streitkräften, um sowohl alle Hauptstraßen vom Rhein bis zur Seine hinreichend zu besetzen, wie auch das Belagerungsheer von Paris und die einzelnen mit den französischen Provinzialtruppen kämpfenden Armeen ansehnlich zu verstärken. Aber freilich erst am 21. November langte die Hauptmasse der II. Armee nach einer höchst anstrengenden Marschperiode zwischen Loire und Paris an, und auch da erreichten die Streitkräfte auf deutscher Seite auch nicht annähernd die Stärke der inzwischen gewaltig herangewachsenen Loire-Armee, „die Hoffnung Frankreichs". Während Prinz Friedrich Karl über rund 86 000 Mann Infanterie, 19 000 Reiter und 484 Geschütze verfügte, hatte Gambetta das Heer Aurelle Paladines auf über 200 000 Mann gebracht. Aber freilich hüben nach dem Eingreifen des Hauptquartiers eine vortreffliche, einheitliche Führung, kriegskundige Offiziere, sieggewohnte Streiter — drüben eine große, mangelhaft ausgebildete, bewaffnete Menschenmasse und ein wirres Durcheinander der Befehlsführung, in der mehr und mehr die Herrn „Zivilfeldherrn" von Tours sich eine entscheidende Stelle anmaßten. So scheiterte denn der erste Vorstoß des rechten Flügels der Loire-Armee am 28. November an dem heldenmütigen Widerstand des X. Korps, insbesondere des 16. (westfälischen) Regiments bei Beaune la Rolande. Hören wir eine Schilderung dieses merkwürdigen Gefechts.

Auf die Nachricht, daß die Vorposten der 57er von weit überlegenen Streitkräften angegriffen würden, überließ Oberstleutnant Sannow die Verteidigung der Südfront dem dritten Bataillon, dem ersten Bataillon die der Westseite, dem zweiten Bataillon die der östlichen. Ein Zug der 11. Kompagnie unter Leutnant v. Arentschild

besetzte den etwa 500 Schritt südöstlich von Beaune gelegenen Windmühlenflügel, die 12. bildete die Reserve für die Südfront, die 6. diejenige für die Ostfront —, hier fehlte die 7. Kompagnie, welche in Beaumont als Train-Bedeckung stand. Das erste Bataillon war nicht in der Lage gewesen, eine Kompagnie in Reserve zu stellen. Es hatte die schwierigste Aufgabe insofern, als hier der Rand des Städtchens unregelmäßig gestaltet war und mehrere Haupteingänge umschloß. Diese wurden so gut, als es in der Eile möglich, verbarrikadiert, und überhaupt alle Maßregeln getroffen, um die Verteidigung zu erleichtern. In die nach außen gehenden Wände der Häuser wurden Schießscharten gebrochen, an geeigneten Stellen Schützengräben ausgehoben und an den Straßen Verhaue angelegt.

Auf dem rechten Flügel kam es zum ersten Kampf. Die westlich vom Kirchhof aufgefahrene schwere Batterie warf ihre Granaten auf dichte feindliche, im Anrücken begriffene Infanterie-Kolonnen und zwang diese, im Wald de la Leu Schutz zu suchen. Aber sowohl an diesem als auch bei Orme und bei Galveau fuhren starke feindliche Batterieen auf, die zwar teilweise durch die vorzüglich zielende deutsche Batterie zum Schweigen gebracht wurden, aber doch der französischen Infanterie die Annäherung erleichterten. Als diese bis auf 500 Schritt herangekommen war, mußte die Batterie zurückgehen; die französische Infanterie konnte jedoch auch nicht weiter vorgehen, da sie von dem ersten Bataillon der 16er in lebhaftes Feuer genommen wurde. Hauptmann v. Natzmer, der Führer des ersten Bataillons, erbat Verstärkung von Oberstleutnant v. Sannow, der ihm die 6. Kompagnie unter Hauptmann Mitschke sandte. Dieser übernahm die Verteidigung der Barrikaden, und zwei Züge der hierdurch frei werdenden 2. Kompagnie verstärkten die Besatzung des Kirchhofes. Auch die 5. und 7. Kompagnie des 57. Regiments, welche aus ihrer Vorpostenstellung von den Franzosen zurückgedrängt worden waren, warfen sich unter dem Hauptmann Feige ebenfalls in die Westseite von Beaune. Das erste Bataillon des 57. Regiments, welches ursprünglich im Westen und Südwesten von Beaune gestanden hatte, sah sich durch die andringenden feindlichen Infanteriemassen gezwungen, langsam, unter beständigem Feuer auf La Pierre Percée zurückzuweichen. Der Hauptangriff der Franzosen richtete sich nun auf die Westseite von Beaune. Das heftige feindliche Granatfeuer zerstörte allmählich die steinerne Mauer des Kirchhofes, hinter welcher die 16er und 57er Schutz gesucht hatten,

und dieselben waren nun dem Geschoßhagel, mit welchem Artillerie und Infanterie sie überschütteten, fast ohne Deckung ausgesetzt. Auch machte die Ueberflügelung auf der rechten Seite immer größere Fortschritte. La Pierre Percée und auch Romainville wurden vom Feind genommen, und die Verteidiger von Beaune auf der Westseite fingen bereits an, an Munitionsmangel zu leiden. Hauptmann v. Natzmer ließ Patronen den Toten und Verwundeten abnehmen und verteilte sie persönlich in der Schützenlinie. Auch bei den Füsilieren, die sich ebenfalls schon seit geraumer Zeit im Feuergefecht befanden, wurde die Munition knapp, obwohl die Offiziere streng darauf hielten, daß mit derselben möglichst sparsam umgegangen und nur auf ganz sichere Ziele geschossen wurde. Der Adjutant des Füsilier-Bataillons, Leutnant Moß, ritt im heftigsten feindlichen Feuer bis Egry und brachte den Patronenwagen des Füsilier-Bataillons, fortwährend stark beschossen, bis zu einem Kalkofen hinter der Stellung des zweiten Bataillons. Von hier aus mußten die Patronen, da der Wagen durch den erweichten Boden nicht mehr vorwärts zu bringen war, kastenweise weiter befördert werden, was natürlich auch nicht ohne schwere Verluste vor sich ging.

Immer heftiger wurde das Granatfeuer gegen Beaune, das bereits an mehreren Stellen brannte. Auch die Infanterie kam, jede Deckung des Terrains benutzend, immer näher heran, und ihr Feuer verursachte immer schwere Verluste. Aber Oberstleutnant Sannow war entschlossen, Beaune bis zum äußersten zu verteidigen. „Die Position muß auf alle Fälle, eventuell mit dem Bajonnet gehalten werden, Rückzug unmöglich!“ hatte er gesagt, und die braven Hacketäuer — dieser Scherzname der 16er wurde ihnen zum Ehrennamen — waren fest entschlossen, nicht von ihrem Platz zu weichen.

F. Hönig sagt über die Schlacht in seinem „Volkeskrieg an der Loire“: „Die Schlacht wird zunächst die taktischen Nachteile zu großer Ausdehnung einer Armee und zu breiter Frontentwickelung eines Armeekorps erkennen lassen, alsdann zeigen, welche üble Folgen es hat, wenn die Armeeleitung zu weit vom Punkte der Handlung entfernt ist und zu spät vom Schlachtfelde aufbricht. Infolge dieser Verhältnisse bestand eine eigentliche Schlachtleitung bei den Deutschen überhaupt nicht. Die Lage nach der Schlacht blieb in hohem Grade ungeklärt, sie erkannten die Größe des errungenen Sieges nicht, und so unterließen sie eine Verfolgung gänzlich, trotzdem die Verhältnisse dafür mehrere Tage sehr

günstig waren." — Und an anderer Stelle: „Auf deutscher Seite gestaltete sich die Schlacht zu einer Reihe hochgespannter, geradezu dramatischer Vorgänge, und es dürfte vielleicht kein zweites Beispiel in jenem Kriege vorhanden sein, in dem die Feuerdisziplin unter den verschiedensten Umständen bei Tag und Nacht dauernd in solchem Grade allen Anforderungen entsprochen hat. Man hat seit dem Kriege viel über Selbstthätigkeit und Selbständigkeit der Führer geschrieben, und doch sind derartige Fälle nur in verhältnismäßig geringer Zahl nachweisbar. Die Schlacht von Beaune macht auch darin eine Ausnahme. Die gesamten Verhältnisse lagen so eigentümlich, daß es der niederen Führung vorbehalten war, eine einflußreichere Rolle zu spielen als es in der Regel in der Schlacht vorkommt, und zahlreiche Offiziere schraken nicht vor verantwortungsvollen Entschlüssen zurück." Gerade in ihrer Zersplitterung und mangelnden Oberleitung hat also die Schlacht auf deutscher Seite einer Anzahl von Unterführern Gelegenheit gegeben, mehr als es ihrer Stellung entspricht in selbständigem Handeln hervorzutreten, und diese Momente hat Verfasser in meisterhafter Weise ausgemalt. Ganz besonders ist hier die Schilderung der Verteidigung des Kirchhofs auf der Westseite von Beaune hervorzuheben, wo durch geschickte Feuerleitung und namentlich Zurückhalten des Feuers bis zur Annäherung des Feindes auf wirksame Distanz ein viermaliger Sturm abgeschlagen wurde. „Beaune ist der Triumph des Nahfeuers," sagt Hönig; „die Feuerdisziplin hat hier unter den mannigfachsten Verhältnissen Proben bestanden, wie sonst selten; aus dem Verhalten der Deutschen bei Beaune kann man die Grundprinzipien für die reglementarische Ausbildung in der Verteidigung entnehmen." Ohne jene musterhafte Feuerdisziplin wäre bei der Schwierigkeit der Munitionsversorgung gänzlicher Patronenmangel eingetreten, der das Halten der Stellung unmöglich gemacht hätte.

Der Oberstabsarzt Dr. C. Richter beschreibt die Schlacht, speziell den Kampf um den Kirchhof, in seinem „Kriegstagebuch eines Sanitätsoffiziers" hochdramatisch folgendermaßen: „Gerade hier vor dem Kirchhof war der Kampf furchtbar blutig gewesen. Der Ansturm der Turko- und Zuavenregimenter muß über alle Beschreibung heldenmütig und furchtlos gewesen sein. Trotz des heftigen Granatfeuers stürmten sie unaufhaltsam, das Gewehr mit dem Haubajonett in der Hand, viele ein scharfes dolchartiges Messer zwischen den Zähnen, vorwärts; die entstandenen Lücken wurden durch die Hinterleute sofort ausgefüllt

und immer frische Bataillone folgten hintereinander. Auf 200 Schritt hatten die 16er und 57er ihre vorletzte Patrone verschossen, Mann neben Mann fielen die vorderen feindlichen Reihen und brachten noch einmal eine kleine Verwirrung und kurzen Aufenthalt. Dann stürmten die Hintermänner über die Leichen der Vordermänner hinweg und mit wildem, markerschütterndem Geheul eilten sie vorwärts. Den letzten Schuß im Laufe, das Bajonett aufgesteckt und die Seitengewehre gelockert, erwarteten die Westfalen ihren Feind; da jubelte es hinter ihnen auf: „Frische Munition!" und im Nu hatte jeder das ihm geöffnet gereichte Paket ergriffen. In kaum 100 bis 150 Schritt Entfernung eröffneten nun die neubelebten Verteidiger ein wohlgezieltes Schnellfeuer, dessen Wirkung unglaublich entsetzlich gewesen sein muß. „Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen," durfte man ohne große Uebertreibung sagen.

Von neuem erschallte noch ein nerverschütterndes Wutgeheul der wilden Horden, über Tote und Verwundete drangen mit unerschütterlichem Mute die nächsten Kolonnen, um nach wenigen Schritten einen neuen schaurigen Leichenwall zu bilden.

Während die sichern Kugeln der Westfalen hier vorne aufräumten, fegten die Granaten der Artillerie die immer von neuem nachgeschobenen französischen Infanteristen hinweg, welche weniger blind, wenn auch mit bewundernswerter Entschlossenheit vorgingen und schließlich jeden weiteren Versuch, den dicht vor den Mauern des Kirchhofes wie Schneeflocken vor der Sonne zusammenschmelzenden tapferen Turkoscharen Hilfe zu bringen, aufgaben. Von diesen letzteren drangen noch über 100 Mann bis an die Mauer vor, wo sie jedoch bis auf eine geringe Anzahl, der es gelang, die Mauer zu überklettern, von den Bajonetten oder Kugeln der hinter der Mauer geschützt liegenden 16er und 57er beim Versuche, dieselbe zu erklimmen, niedergemacht wurden. Es gelang indessen, nur einzelne wenige Turkos unverwundet zu Kriegsgefangenen zu machen, denn trotzdem fast allen vor dem Hinabspringen auf den Kirchhof die Waffen abgenommen, zerbrochen oder aus der Hand geschlagen waren, stürzten sie sich doch sofort auf den nächsten ihrer Feinde und schlugen mit den zwischen den Zähnen herausgenommenen Dolchen oder mit den Bruchstücken ihrer Waffe wütend um sich, oder bissen und kratzten die ihnen zu nahe Kommenden wie wilde Tiere, so daß nichts übrig blieb, als sie auch wie solche mit dem Kolben totzuschlagen. Gar mancher von unsern braven Westfalenjungen kam mit ganz oder halb

durch-, ja abgebissenem Finger, oder mit Biß- und Kratzwunden an den Armen, Schultern und Backen, einer sogar mit völlig durchbissener Nase und Ohr in Lazarethbehandlung, und viele trugen wochenlang die Spuren der tiefen Kratzwunden im Gesicht und an den Händen mit sich herum. — Wie furchtbar blutige Arbeit die 3—4 Kompagnien 16er und etwa 2—2½ Kompagnien 57er auf der westlichen Stadtseite, wo der Kirchhof lag, gehabt haben müssen, zeigte am deutlichsten der Anblick des Schlachtfeldes am folgenden Morgen.

Auf dem schmalen Streifen vor der Stadt zwischen dem jenseitigen Ufer der Fosse des Prés bis zur Mauer, also auf einer Fläche von 300—350 Schritt Tiefe und nicht ganz solcher Breite, lagen über 1500 Leichen der Franzosen, darunter weit über die Hälfte Turkos und viele Zuaven, so daß von ersteren wohl kaum ein Unverwundeter übrig geblieben sein dürfte."

Der linke französische Flügel wurde dann von dem Großherzog von Mecklenburg am 2. Dezember bei Loigny geschlagen, und am 3. und 4. Dezember endlich durchbrach Prinz Friedrich Karl selbst mit kühnem, energischem Stoß das feindliche Zentrum. Der Franzose A. Chuquet („Der Krieg 1870/71." Autorisierte Uebersetzung, Zittau, Pahlsche Buchhandlung. 3 ℳ) erzählt den Rückzug der Franzosen folgendermaßen: „Der Rückzug erfolgte in der größten Unordnung. Während der Nacht kamen verhungernde Franzosen, vor Kälte zitternd, zu den preußischen Vorposten und erklärten, ihre Armee weigere sich, sich weiterzuschlagen. Jedes Regiment handelte auf eigene Rechnung, ganze Kompagnien verließen ihre Bataillone und erreichten Orleans in größter Eile. D'Aurelle sah auf der Straße nur Flüchtlinge, welche von der Panik erfaßt und für die Stimme ihrer Offiziere taub waren." Noch am Abend des 4. Dezember, eine halbe Stunde vor Mitternacht, zogen die siegreichen Deutschen zum zweitenmale in die Stadt der Jungfrau ein.

Inzwischen war auch im Norden Frankreichs, wo sich unter dem Schutz der Festungen eine etwa 25000 Mann starke Armee gebildet hatte, ein entscheidender Schlag gefallen. General von Manteuffel schlug am 27. November die Armee du Nord bei Amiens und besetzte in den ersten Dezembertagen Rouen. Am 9. Dezember ritten preußische Ulanen in Dieppe ein und begrüßten jubelnd die blaue Meeresflut. Chuquet sagt über die Schlacht bei Amiens oder Villers-Bretonneux: „Die (französische) Nordarmee nahm Gentellos, das sie verloren hatte,

wieder und schlug den Angreifer gegen Abend auf Domart zurück. Sie verteidigte Kachy und sandte von hier aus zahlreiche Schützenschwärme gegen die feindliche Linie vor. Sie widerstand lange Zeit hinter den Erdwerken, welche sie auf dem Wege nach Kachy und auf dem Eisenbahndamm errichtet hatte. Aber endlich fehlte es der Artillerie an Munition, und die deutsche Armee erstürmte mit Trommelschlag und Hurrah Villers-Bretonneux."

Es waren die Kronprinzgrenadiere (Regiment Nr. 1), welche dies vollbrachten. Auf dem linken Flügel des I. Korps behaupteten die Franzosen ihre Stellung. Die preußischen Truppen hatten sich hier gänzlich verschossen und waren deshalb unfähig zu erneuten Angriffen. In der Nacht aber räumte der Feind auch diesen Teil des Kampfplatzes, weil er sich nach dem Verlust von Villers-Bretonneux seitlich bedroht fand.

Schneller als zu erwarten war, gewannen indessen die losen Organisationen des Gegners wieder einigen Halt, und unermüdlich führte ihnen Gambetta neu gebildete Scharen zu. Der eine Teil der auseinandergesprengten oder in zwei Teile zerfallenen Loire-Armee wurde nach Beiseiteschiebung von Aurelle durch Chanzy übernommen, vielleicht den fähigsten und tüchtigsten Feldherrn, den Frankreich uns im ganzen Kriege entgegenstellte. Chuquet sagt von ihm: „Chanzy setzte den Deutschen den unerwarteten Widerstand entgegen, der ihn unsterblich machte. . . . Chanzy war noch jung, obgleich kahlköpfig, und von schlankem Wuchs. Er hatte eine breite Stirn, einen lebhaften Blick und eine Adlernase, einen dünnen Schnurrbart, einen feinen Mund, der gerne lächelte, eine liebenswürdige, ruhige und zugleich energische Miene. . . . Mac Mahon, der ihm eine merkwürdige Intelligenz und außerordentliche Urteilsfähigkeit zuschrieb, empfahl ihn Gambetta als einen der fähigsten Offiziere der Armee. D'Aurelle lobte nach der Schlacht bei Coulmiers seinen richtigen Ueberblick und seine Entschlossenheit. . . . Was die Größe Chanzys ausmacht, das ist der Charakter. Bis zu Ende hoffte er auf den Sieg, er schien die Mißerfolge von gestern vergessen zu haben und glaubte nicht an die Niederlage des nächsten Tages. Er lenkte seine Armee von Rekruten als ob sie aus Veteranen bestanden hätte, führte sie unaufhörlich ins Gefecht (wobei seine Korps stets einander nahe genug standen, um sich zu unterstützen) und blieb beharrlich bei seiner Idee, die Armee nach Paris zu führen. Paris zu befreien, war sein einziger Gedanke, an den er

sich nach seinen eigenen Worten hing und anklammerte. „Paris zu retten," sagte er eines Tages, „ist der Gipfel des Glückes.""

Schon fast unmittelbar im Anschluß an die herben Schläge von Orleans, bereits am 7. und 8. Dezember, bereitete er dem westwärts längs des Loirestromes vordringenden Großherzog von Mecklenburg bei Meung und Beaugency einen kaum erwarteten ernsten Widerstand; erst Mitte Dezember entschloß er sich zum Abzug nach Le Mans. Ein Ulan, welcher Zeuge von der Schlacht bei Beaugency war, soll nach Chuquet berichtet haben, daß sie in mancher Beziehung die schrecklichste des ganzen Feldzugs gewesen und daß das Geschützfeuer noch furchtbarer als bei Sedan war.

Am 9. und 10. Dezember focht Chanzy von neuem; aber diese vier Schlachttage hatten seine Truppen erschöpft, und Chanzy fürchtete auch überflügelt zu werden. Manstein ging bei Blois über die Loire, um die französische Armee im Rücken zu fassen, und eine einzige Kompagnie verjagte hier aus dem Park und dem Schloß Chambord eine ganze Brigade und nahm ihr 5 Kanonen und 200 Gefangene ab.

Auch im Norden kam es vor Weihnachten noch einmal zum heißen Ringen. General Faidherbe hatte die vorher von General Farre kommandiert gewesene Nordarmee mit Umsicht, Schnelle und Energie reorganisiert und stieß mit über 50 000 Mann Mitte Dezember gegen den rechten Flügel Manteuffels vor, der ihn indessen mit kaum 22 000 Mann am 23. Dezember an der Hallun empfindlich schlug. Chuquet sagt von Faidherbe: „Er war klug und umsichtig, wenn auch weniger kühn und brillant als Chanzy, und verstand seine Rekrutenbataillone zu schonen und ohne sie zu Wagnissen zu nötigen, selbst wenn sie im Vorteile waren, ihnen sorgsam vorteilhafte Gefechtsstellungen zu wählen, sie unter die Festungen des Nordens zurückzuführen, wo sie mächtigen Schutz fanden, und sie mit Geschicklichkeit zu lenken, um den Feind zu stören und unaufhörlich in Atem zu halten. „Das ist ein Mann," sagte Gambetta, „welcher zu denken und vorauszusehen versteht."" — Doch macht Major Bigge dazu die Einschränkung: „In seinen strategischen Maßnahmen war er nicht immer glücklich; es haftete ihnen stets etwas an, was an die Verhältnisse Algiers erinnerte. Faidherbe arbeitete mit kleinen Mitteln; er war ein tüchtiger Soldat, voll guten Willens, aber seinen deutschen Gegnern, einem Manteuffel und Göben, nicht gewachsen."

Unterdessen war auch bei Paris ernsthaft gefochten worden, und

die Wage hatte je und je geschwankt. Am 30. November und 2. Dezember stritt die Pariser Armee unter General Ducrot, 70000 Mann stark, vergeblich um die starken Stellungen der tapferen Württemberger und Sachsen bei Bry und Champigny. Chuquet schildert Ducrot folgendermaßen: „Er war hochgewachsen und breitschulterig, sein Blick war durchdringend und seine Redeweise kurz. Oft war er hitzig, feurig, und seine Zuneigung wie seine Feindschaft bewegten sich in Extremen. Zuweilen zeigte er einen Mangel an Klugheit und Takt, aber immer war er tapfer und entschlossen. Er besaß eine stolze Verachtung für die Bevölkerung von Paris, trotzte nicht ohne Stolz den Klubgerüchten und den Verleumdungen der Journale und erfüllte leidenschaftlich seinen Beruf als Soldat. . . . Deutschland bekämpfte er mit Haß und Wut, oder, wie er sagte, mit dem Feuer des alten gallischen Blutes, das in seinen Adern kochte.“ General v. Holleben schreibt über die Kämpfe vom 30. November und 2. Dezember: „Erbitterte Ortskämpfe, hartnäckige, heftige und sehr blutige Zusammenstöße, ein jedem Angriff überwältigend entgegentretendes Infanteriefeuer der Verteidigung, entscheidende Leistungen der Artillerien, bei welchen das Uebergewicht der besseren Waffe und Ausbildung auf deutscher Seite hervortritt“ — das war ihr Charakter.

Nachdem noch kurz vor Weihnachten, am 21. Dezember, die preußische Garde auf dem blutigen Felde von Le Bourget, auf dem sie schon vor zwei Monaten einen hitzigen Anprall des Gegners zurückgewiesen hatte, sich neuen Ruhm und neue Ehre erstritten, wurde es endlich um Weihnachten Friede, aber freilich nur für kurze Zeit. Wie hart es am 28. und 30. Oktober bei Le Bourget hergegangen war, davon singt der Dichter:

Schon seit sechs Wochen halten fest umschlossen
Den waffenstarrenden Leib der Riesenstadt
Die Preußen mit den deutschen Kampfgenossen;
Noch ward die Hauptstadt nicht des Kampfes satt.
Nicht in der Scheide ließ Paris verrosten
Das täglich schneidiger geschliffene Schwert
Und hat's zum Ausfallstoße nach Südosten,
Nach Süden und nach Westen bald gekehrt.
Da that, im Mantel schwarzer Nacht verborgen,
Das Schwert nach Norden einen neuen Stoß.
Es brach im grauenden Oktobermorgen
Ein Glied vom deutschen Eisengürtel los.
Im Dorfe Le Bourget -- es liegt im Osten

Der feuerspeienden Forts von Saint Denis —
Bei einem Angriff ein verlorner Posten,
Stand eine preußische Gardekompagnie.
Die mußte vor den starken Feindesmassen,
Die in dem Schutz der Dämmerung den Rand
Des Dorfes, schnell zum Sturm vorbrechend, fassen,
Im Rückzug ihre Position verlassen,
Und Le Bourget ist in des Feindes Hand.
Da rüstet sich denn ohne viel Besinnen
Die zweite Division vom Gardekorps,
Im neuen Kampfe wieder zu gewinnen
Die Stellung Le Bourget, die sie verlor.
Am dreißigsten Oktober, eh' zerronnen
Der Morgennebel noch auf Feld und Wiese,
Da wird das schwere, blut'ge Werk begonnen.
Da stehn vom Gardekorps die Sturmkolonnen
Bei Duguy, Pont Iblon und bei l'Eglise.
Bald sind die ersten an der Dorflisière
Und dringen stürmend auf die Mauern ein,
Aus den Schießscharten starren die Gewehre,
In ihrem Feuer sinkt manch tapfrer Mann.
Seht, wie sich General Budritzky schwingt
Herab von seinem wunden, zitternden Pferde
Und mit der Fahne und gezücktem Schwerte
Auf die erstürmte Barrikade springt.
An seiner Seite stürzt, zum Tod getroffen,
Der Oberst Zaluskowsky in sein Blut;
Doch liegt der Eingang jetzt den Preußen offen,
Und vorwärts stürmen sie mit neuem Mut.
Und tiefer, immer tiefer schlägt ins Leben
Die blut'gen Fänge ein der Preußenaar,
Bis kraftlos, matt dem Sieger sich ergeben
Was von dem Feinde noch am Leben war.
So schmiedeten bei Le Bourget mit heißen,
Gewaltigen Schlägen fest den Eisenring
An diesem Ehrentag die tapfern Preußen,
Der unzerbrechlich jetzt Paris umfing. Vork.

Am Morgen des 27. Dezember donnerten dann zum erstenmal die deutschen Belagerungsgeschütze gegen die Riesenstadt Paris; galt es zunächst nur dem Mont Avron, einer vor der Ostseite der Forts ansteigenden, mit starker Artillerie gekrönten Hochebene, so begann doch nach dessen Fall sehr bald die ernste Beschießung der Befestigungswerke und der Stadt selbst. Es war ein großer Kreis von 10 Meilen, den die Umschließungslinie der Deutschen vor Paris bildete. Schon im

voraus war diese Umfassungslinie von dem Chef des Generalstabs auf Grund eingehender Pläne und vollständiger Kenntnis aller Terrainverhältnisse genau bezeichnet werden. Die starkbefestigte Millionenstadt umfaßte mit den sie umgebenden Forts 3½ Quadratmeilen an Flächenraum. Langsam, aber sicher hatte sich der Eisengürtel um das stolze Babel geschlossen und zog sich immer enger zusammen, um es endlich zu erdrücken und in seinem Trotze zu beugen. Freilich zog sich das durch Monate hin. Die Herbeischaffung des riesigen Materials an Geschützen, Munition, Schanzzeug und dergleichen erforderte bei den anfangs recht mangelhaften Eisenbahnverbindungen mit Deutschland viel Zeit, ehe mit der wirksamen Beschießung der Stadt begonnen werden konnte. In Deutschland erregte das Zaudern mit der Beschießung allgemeine Ungeduld, und im Belagerungsheere wünschte man die Anwendung von stärkeren Mitteln sehnsüchtig herbei. Schon begann der Lagerhumor sich über die lange Verzögerung lustig zu machen, und auch Bismarck wurde unruhig. Zu Anfang Dezember endlich erging der Befehl an das Oberkommando der Maas-Armee, mit den Vorbereitungen zu einem artilleristischen Angriff zu beginnen. Inzwischen sollten die erforderlichen Belagerungsgeschütze aus den eroberten Festungen und aus der Heimat auf der Eisenbahn herangeschafft werden. Gegen Ende des Monats war dies Werk, das zuletzt noch ein Heranschaffen zu den Angriffspunkten auf winterlich glatten Landwegen erfordert hatte, so weit vollbracht, daß die Beschießung beginnen konnte. Am 27. Dezember, morgens 7½ Uhr, erhoben zum erstenmal 76 Geschütze ihre Donnerstimmen gegen die Verteidiger der französischen Hauptstadt. Bald drangen die deutschen Granaten über die Forts hinaus bis in die belebten Straßen. Es wurden täglich 200 bis 300 Granaten in die Stadt geworfen, welche namentlich die Stadtteile am linken Ufer der Seine, aber auch einige Gegenden an der rechten Seite des Flusses beunruhigten. Ein Ausfall der Pariser Truppen am 19. Januar unter dem Schutz der Kanonen des Mont Valerien wurde von den Belagerern ebenso siegreich zurückgewiesen wie die früheren. Es war der letzte Versuch des zur Verzweiflung getriebenen Verteidigers gewesen. Die Hungersnot war wie bei Metz der mächtige Verbündete der Belagerer, welcher endlich den Trotz der stolzen Hauptstadt Frankreichs brach.

General v. Holleben schreibt über den Fall von Paris: „Die große Menge, blind gegen die Ueberzeugung des Militärs, daß der

Fall von Paris nun nicht mehr aufzuhalten sei, nannte die Generale „Verräter“, die Mannschaft „Feige“. Der Pöbel verlangte neue Ausfälle. Zusammenrottungen aller jener bösen Elemente, deren Machtgefühl von Stunde zu Stunde stieg, mußte mit der Waffe in der Hand begegnet werden. Immer deutlicher trat die Unzuverlässigkeit eines großen Teils der Nationalgarde hervor; die ungünstigen Nachrichten über die zweite Loire-Armee bei Le Mans liefen ein; das Gespenst des Hungers trat in greifbarer Gestalt an die Bevölkerung heran, als die Feststellungen über die noch vorhandenen Vorräte nur noch eine Frist von wenigen Tagen der Ernährung ergaben.“

Im Südwesten vernichtete Prinz Friedrich Karl in siebentägigen, durch die Ungunst der Witterung viel erschwerten Kämpfen vom 6. bis 13. Januar bei Vendôme und Le Mans die aufs neue bis auf 150000 Mann verstärkte Armee Chanzys.

Auf dem linken Flügel wurde Voigts-Rheetz mit dem X. Armeekorps am 9. Januar durch die schlechten Wege besonders aufgehalten, die Kavallerie und Artillerie mußte vom Pferde steigen, er selbst war genötigt, sich auf einen Protzwagen zu setzen, während sein Generalstab um ihn her zu Fuß ging.

Obgleich Chanzy am Fieber erkrankt war, sagte er seinen Truppen, man dürfe nicht an den Rückzug denken, noch sich mit dem schlechten Wetter entschuldigen, das für die Preußen dasselbe sei wie für die Franzosen. Er befahl seinen Generalen, sich zu schlagen, ehe sie zurückwichen, kräftig anzugreifen, wo Aussicht auf Erfolg sei, und die Stellung vor Le Mans nur als eine letzte Zuflucht anzusehen. So wurde hart und bitter gekämpft. In diesen Kämpfen gab den letzten Ausschlag die Besetzung des Meierhofes La Foibrie, von der Chuquet erzählt: „Inmitten der Dunkelheit rückte eine preußische Kompagnie am Fuße der Tuilerie vor und näherte sich nach und nach der mobilisierten Nationalgarde von Ille-et-Vilaine, welche glaubte, die Schlacht sei beendet, und Suppe kochte. „Legt die Waffen nieder!“ rief der preußische Führer. Beim Anblick des Feindes, der so plötzlich und unerwartet vor ihnen erschien, wurde die Nationalgarde von einem tollen Schrecken erfaßt und floh nach Le Mans. Diese Unglücklichen hatten eben das Lager von Conlie verlassen und hatten nur schlechte Perkussionsgewehre in Händen. Chanzy hatte sie bei der Tuilerie aufgestellt, weil sie an dieser Stelle sich nur still und ruhig zu verhalten hatten (??). Die Preußen besetzten sogleich die Tuilerie. Chanzy befahl, sie wiederzu-

nehmen; aber die Flucht der Mobilisierten hatte das Signal zu jener wirren Auflösung gegeben, die er so sehr fürchtete. Die Leute, welche zurückgeführt wurden, waren ganz ermüdet, und erschreckt von dem Gedanken eines Angriffs in tiefer Dunkelheit weigerten sie sich zu marschieren und legten sich in den Schnee. Man wartete den Tag ab, aber bei Tagesanbruch waren die meisten Bataillone geflohen, und die, welche geblieben waren, wären beim ersten Schusse nicht zu halten gewesen."

Das war das Ende der Loire-Armee. Wer erkannte darin nicht Gottes Finger?

Im Norden schlug General von Göben, der seither an die Stelle Manteuffels getreten war, am 3. Januar bei Bapaume und am 19. Januar bei St.-Quentin Faidherbe.

„Und in zersprengten Haufen flutet rückwärts,
Was von der Nordarmee noch übrig ist.
Fünftausend Mann Verwundete und Tote,
Zehntausend Kriegsgefang'ne sind das Opfer
Der Nordarmee am Tag von St.-Quentin."

Gott war's, welcher endlich auch den letzten Versuch einer französischen Feldarmee, das Schlachtenglück zu wenden, scheitern ließ. Die französische „Ostarmee", die, von Lyon aus nordwärts vorgehend, die Verbindung der deutschen Hauptheere mit der Heimat zerreißen sollte, kam im ganzen ungefährdet bis nach Mömpelgard, traf aber hier auf General von Werder, dessen 43000 Mann sie trotz dreifacher Uebermacht und drei Tage lang fortgesetzter Angriffe (vom 15. bis 17. Januar 1871) keinen Fuß breit zurückzudrängen vermochte. Der Dichter singt davon:

„Drei Tage stürmten — ein brandendes Meer —
Heran die gallischen Säulen;
Drei Tage sandte das deutsche Heer
Bei Montbéliard heim sie mit Beulen!
Und als an Werders eh'ner Wand
Bourbaki sich dreimal den Kopf zerrannt,
Da endlich sucht in wilder Flucht
Er Rettung vor deutscher Hiebe Wucht. —
Dank euch, ihr Helden, die fest und treu
Gehalten die Wacht am Rheine!
Dank eurem Führer! Er stand wie ein Leu
Auf hoher Warte alleine!

Sein Kaiser, er hat ihn hoch geehrt;
Germania reicht ihm Schild und Schwert;
Und Lied und Wort soll fort und fort
Den Werder preisen von Ort zu Ort!"

Aber auch hier hat die Wage aufs äußerste geschwankt, und wenn Gott uns nicht den Sieg gab, hätten wir ihn nicht erlangt. Nach Süden umkehrend, wurde die Bourbakische Armee von Werder und dem in Eilmärschen herbeigekommenen Manteuffel verfolgt, umzingelt und — am 1. Februar — zum Uebertritt in die Schweiz genötigt.

Gott war's, welcher endlich durch die militärische Einheit zur politischen Einheit führte. Preußen, Bayern, Württemberger hatten Arm an Arm gefochten, hatten gemeinsam die Bluttaufe erhalten; so mußte es denn endlich auch zur politischen Einheit, zur Neugründung des deutschen Reiches kommen. Friedrich Wilhelm IV hatte dereinst den Bestrebungen des Frankfurter Parlaments das treffende Wort entgegengehalten, die deutsche Krone werde nur auf dem Schlachtfelde gewonnen; und nicht auf einem, sondern auf mehr als zwanzig Siegesfeldern hatte sich König Wilhelm jetzt ein Anrecht auf diese Krone erworben. Am 10. Januar 1871, an demselben Tage, an welchem Friedrich I sich vor 170 Jahren die preußische Königskrone aufs Haupt gesetzt hatte, verkündete König Wilhelm der Siegreiche im Spiegelsaale des Versailler Schlosses, daß er und seine Nachfolger fortan den Kaisertitel tragen würden. So war das Wahrzeichen der alten Herrlichkeit deutscher Nation wieder aufgerichtet, es war dem deutschen Volk und Land die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung ihrer Grenzen, die Unabhängigkeit ihrer nationalen Rechtsentwickelung gegeben. Deutschland war nun stark genug, sowohl jeder Einmischung der Fremden in heimische Angelegenheiten nachdrücklich zu begegnen, als auch in weitem Umkreise den ruhelosen Ehrgeiz fremder Mächte zu zügeln.

Darum — danken wir Deutsche Gott für das, was er 1870/71 für uns und an uns gethan hat! Danken wir ihm, daß Deutschland damals einen König an seiner Spitze hatte, der wie ein Heerkönig des germanischen Altertums, der der gebietende und beherrschende Führer einer ungeheuren Massenbewegung war, die alle Höhen und Tiefen unseres Volkes erschütterte! König Wilhelm hatte jedes Kriegers, hatte des deutschen Volkes Bewunderung und Verehrung. Unermüdliche Pflichttreue, demütige Gottesfurcht, herzgewinnende Liebenswürdigkeit

waren dem ehrwürdigen Greise eigen. Er war eine harmonische Gesamtpersönlichkeit, die des Herrschers und des Helden Hoheit mit der schlichten Geradheit des echten deutschen Mannes verband. Höher schlugen 1870 die Flammen der Begeisterung, weil ein solcher Fürst zum Kampf für Ehre und Freiheit aufrief. Und dann des Königs Paladine, weise von Rat und kühn von That — wer gab sie uns? Gott. König Wilhelm verstand, ein geborener Herrscher, Talente in ihrem Fach frei schalten zu lassen. Aber der die Talente gegeben, war Gott. Moltke, der Schlachtendenker, der geistige Leiter der Heere mit dem fast untrüglichen Blick und der genialen Thatkraft des großen Feldherrn — Roon, der Gestrenge und unerschütterliche, der neue Waffenschmied Deutschlands — die drei königlichen Prinzen, die als Oberbefehlshaber kommandierten — Göben, der ebenso Kühne wie Besonnene — Werder, der Held von Belfort — Alvensleben, munter und gütig, aber furchtbar in der Schlacht, stürmisch, unaufhaltsam — Manteuffel, Diplomat und General — Steinmetz, oft zu stürmisch draufgehend, aber ein Eisenmann — Kirchbach, Manstein, Voigts-Rheetz, Bose, Zastrow, Fransecky, Hartmann, von der Tann — und wie sie alle heißen, Gott hat sie uns gegeben. Und Gott hat uns auch ein Heer gegeben, das seinem Führer König Wilhelm in allen Stücken die Treue hielt. Die Poesie des Krieges bei einem schnellen, unwiderstehlichen Siegeszug war dahin, als der Winter losging. Da kam die ganze entsetzliche Prosa: Hunger, Frost, Ermattung, immer neue Gefechte, endlose Märsche. In solcher Lage kann nur ein Doppeltes: unverbrüchliches Vertrauen der Mannschaften zu ihren Führern und ein stählerner Wille, gestählt durch Glauben und Pflichttreue, aushalten helfen und zum Siege führen.

Das alles hat Gott uns damals gegeben. Vergessen wir nie den Dank! Werden wir wieder ein einiges Volk von Brüdern, wie wir es damals waren! Werden wir wieder fromm, wie damals! Seien wir auch im Frieden mutig für Wahrheit, Recht und Freiheit, wie wir es damals für deutsche Ehre waren! Dann wird Gott mit uns sein. Er schirme Deutschland!

Buchdruckerei des „Christlichen Verlagshauses“ Stuttgart.

Sammlung theolog. und sozialer Reden und Abhandlungen.

III. Serie.

Heft 1: **Die Zurückgewinnung der Entkirchlichten unter den gebildeten Volksklassen.** Von Pastor F. Pfeiffer in Nörenberg. Einzelpreis 30 Pfg.
Heft 2: **Die Aufgabe unserer Kirche gegenüber dem Eindringen der Sozialdemokratie auf dem Lande.** Synodal-Referat von Stadtpfarrer K. Keeser in Kirchheim u. Teck. Einzelpreis 25 Pfg.
Heft 4: **Der Gegensatz des deutschen und des französischen Volksgeistes. Zugleich ein Mahnwort zur Selbstaufraffung des deutschen Volkes.** Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. Einzelpreis 40 Pfg.
Heft 5: **Orthodoxie und Freidenkertum.** Briefwechsel zwischen einer Freidenkerin und ihrem orthodoxen Pastor. Lose Blätter von meinem Pfarramtsleben, von C. W. Einzelpreis 40 Pfg.
Heft 6: **Die Aufgabe der Predigt in den kirchlichen und sozialen Strömungen der Gegenwart.** Konferenz-Vortrag von Ch. Heinr. Schoener, Pfarrer zu Dottenheim (Mittelfranken). Einzelpreis 40 Pfg.
Heft 7: **Die soziale Frage in der Predigt.** Konvents-Vortrag von B. Stalmann, Pastor in Rosenthal (Provinz Hannover). Einzelpreis 40 Pfg.
Heft 8/9: **Wohnungen und Sonntagsbeschäftigungen der deutschen Arbeiter.** Nach urkundlichen Quellen geschildert von Lic. Weber, Pastor zu M.-Gladbach. Einzelpreis 60 Pfg.
Heft 10—12: **Die Tyrannei des mobilen Kapitals und die Sozialdemokratie.** Von v. Hülsen, Gerichts-Assessor a. D. in Naumburg a. S. Einzelpreis 80 Pfg.

IV. Serie.

Heft 1/2: **Ein sozial-politisches Friedensprogramm.** Vortrag von Lic. Weber, Pfarrer zu M.-Gladbach. Einzelpreis 50 Pfg.
Heft 3: **Gustav Freitag, ein sozialer kulturhistorischer Dichter.** Vortrag von Lic. Weber, Pfarrer zu M.-Gladbach. Einzelpreis 40 Pfg.
Heft 4: **Zur Frauenfrage.** Vortrag v. Oberl. Wytzes zu M.-Gladbach. Einzelpr. 30 Pfg.
Heft 5: **Theologie und Nationalökonomie.** Von Pfarrer Zollmann in Atzendorf. Einzelpreis 30 Pfg.
Heft 6: **Entweder-Oder in der Sittlichkeitsfrage.** Von W. Schöpff, Pastor zu Gersdorf bei Leisnig. Einzelpreis 20 Pfg.
Heft 7 und 8: **Der heilige Geist als Inspirator.** Von Pastor Dienemann, Reesen (Provinz Sachsen). Einzelpreis 50 Pfg.
Heft 9—12: **Die Reichstagswahl von 1893 ein Spiegelbild unseres Volkslebens.** Von Pfarrer Lic. Weber, M.-Gladbach. Einzelpreis 1 Mk.

V. Serie.

Heft 1: **Die Bibel und die evangelische Kirche in ihrem Verhältnis zur sozialen Frage** und **Die christlich-sozialen Reformbestrebungen in England.** Zwei Aufsätze von Pfarrer Julius Werner. Einzelpreis 30 Pfg.
Heft 2: **Zur Psychologie des Genies.** Eine Studie von Fr. v. Z. Einzelpreis 25 Pfg.
Heft 3: **Die heilige Taufe im Lichte des göttlichen Worts und der Gegenwart.** Von Pastor Dienemann, Reesen (Provinz Sachsen). Einzelpreis 40 Pfg.
Heft 4: **Was können wir zur Pflege und Bewahrung der Konfirmierten thun?** Konventsvortrag von Spanuth, Past. in Pöhlde b. Herzberg a. H. Einzelpr. 30 Pfg.
Heft 5: **Reiseerinnerungen aus Nordamerika.** Von Marie Fischer, geb. Lette. Einzelpreis 25 Pfg.
Heft 6/9: **Für die Konfessionsschule.** Ein Wort zum preußischen Schulkampf von Lic. Weber, Pfarrer zu M.-Gladbach. Einzelpreis 1 Mk.
Heft 10: **Aus der Kinderstube.** Vortrag von Pfarrer Bungeroth, M.-Gladbach. Einzelpreis 30 Pfg.
Heft 11: **Wie stehst du zur Bibel?** Eine Flugschrift von Fr. Donndorf in Wippra. Einzelpreis 30 Pfg.
Heft 12: **Selbsthilfe, Staatshilfe, Gotteshilfe auf sozialem Gebiet.** Vortrag von Lic. Weber, Pfarrer zu M.-Gladbach. Einzelpreis 40 Pfg.

Weber, Ludwig

Gottes Walten im Kriege 1870/71

Leipzig 1895